



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

32. JAHRGANG 3 | 2003





Die Grabpyramide für den badischen Markgrafen Karl Wilhelm auf dem Marktplatz in Karlsruhe.

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt
des Landesdenkmalamtes
Baden-Württemberg

3 / 2003 32. Jahrgang

Herausgeber: Landesdenkmalamt
Baden-Württemberg,
Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a. N.
Verantwortlich im Sinne des Presse-
rechts: Präsident Prof. Dr. Dieter Planck
Schriftleitung: Dr. S. Leutheuber-Holz
Stellvertreter: Dr. Christoph Unz
Redaktionsausschuss: Dr. J. Breuer,
Dipl.-Ing. V. Caesar, Dr. H. Schäfer,
Dr. P. Wichmann, Dr. J. Wilhelm,
Dr. D. Zimdars.
Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner,
Stuttgart
Gestaltung und Herstellung:
Hans-Jürgen Trinkner, Stuttgart
Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft,
Nicolaus-Otto-Straße 14,
89079 Ulm-Donautal
Postverlagsort: 70178 Stuttgart
E-mail: nachrichtenblatt@lda.bwl.de
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Auflage: 20 000
Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei
gebleichtem Papier
Nachdruck nur mit schriftlicher
Genehmigung des Landesdenkmal-
amtes. Quellenangaben und die Über-
lassung von zwei Belegexemplaren
an die Schriftleitung sind erforderlich.
Bankverbindung:
Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,
Konto 4 002 015 800 (BLZ 660 200 20).
Verwendungszweck:
Spende LDA, Kz. 98300 3100 1005.

Bei allen Fragen des Bezugs, z. B.
bei Adressenänderung, wenden Sie
sich bitte direkt an Frau Glass-Werner
(Tel. 07 11/66463-203, Montag-
Mittwoch).

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage
der Denkmalstiftung Baden-
Württemberg bei. Sie ist kostenlos
bei der Geschäftsstelle der Denk-
malstiftung Baden-Württemberg,
Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart,
erhältlich.

Inhalt

- 201 Editorial
Dieter Planck
- 202 Geschichte der badischen Denkmal-
pflege und ihrer Dienststellen
Karlsruhe, Straßburg und Freiburg
Wolfgang Stopfel
- 211 Die Pyramide
Das Grab auf dem Marktplatz in Karls-
ruhe
Andreas Vorbach
- 218 „Fernab vom Getriebe der Stadt“
Die Grablege der Großherzöge Badens
Annegret Kalvelage
- 222 „Einfache, aber sorgfältig erprobte
Formen“
Die Grenadierkaserne in Karlsruhe:
Neue Adresse der Denkmalpflege in
Nordbaden
Clemens Kieser / Johannes Wilhelm
- 231 „Kein Strom oder Fluss
hat mehrere Arme nötig“
Denkmale zum Gedenken an
Johann Gottfried Tulla,
den „Bändiger des wilden Rheins“
Clemens Kieser
- 235 Baden-Baden, Vorort der Civitas
Aquae Aureliae
Brennpunkt „Soldatenbäder“ –
ein neu gestaltetes museales Kleinod
für die Kur- und Bäderstadt
Petra Mayer-Reppert / Britta Rabold
- 245 Ernst Wahle
Dokumentator verschollener
frühmittelalterlicher Funde
Uwe Gross
- 249 Der Konstanzer Münsterturm
Der badische Beitrag zu den Turm-
vollendungen des 19. Jahrhunderts
in Deutschland
Frank T. Leusch
- 252 Denkmalverschleiß durch Massen-
tourismus?
Welterbestätte Reichenau
Helmut F. Reichwald
- 258 Zwei Meisterwerke in Baden?
Die Georgskirchen in Reichenau-
Oberzell und in Rittersbach
Dörthe Jakobs / Ulrike Piper / Günther Dürr /
Georg Schmid
- Denkmalporträt
- 273 Der Flammhof im Glottertal,
Kreis Breisgau-Hochschwarzwald
Schwarzwaldhäuser –
bald nur noch auf Kalenderblättern?
Wolfgang Kaiser
- 275 Quo vadis Colombi-Schlössle?
Erst Villa, dann südbadische Staats-
kanzlei, jetzt Museum – in Zukunft ...?
Gitta Reinhardt-Fehrenbach
- Ortstermin
- 277 Der grüne Mönch und die
rote Nonne
Zur Dachinstandsetzung
des Mannheimer „Rosengartens“
Astrid Hansen
- 280 Stockach, Salmannsweiler Straße 1,
Kreis Konstanz
„Kurioser Kartoffeldruck
an der Stuckdecke im vormaligen
herrschaftlichen Rentamt ...“
Monika Loddenkemper
- 283 Die alte Wallfahrtskirche
in Engen-Welschingen
Dokument der Frömmigkeits-
geschichte und der
Restaurierungsgeschichte
Frank T. Leusch
- 286 Mitteilung
- 292 Ausstellungen

Editorial

Dieter Planck

Am 3. März 1853, also vor nunmehr 150 Jahren, wurde der badische Hofmaler August von Bayer zum ersten Großherzoglichen Konservator ernannt.

Ein Gedenkjahr, das uns Anlass gibt, auf die Arbeit und die Entwicklung der Denkmalpflege in unserem Lande zurückzublicken. Fünf Jahre später, im Jahre 1858, wurde Konrad Hassler zum ersten württembergischen Konservator ernannt.

Das Großherzogtum Baden war mit diesem Schritt einer der ersten deutschen Staaten im 19. Jahrhundert, welcher die Denkmalpflege als staatliche Aufgabe anerkannte. Bis dahin waren es vor allen Dingen Vereinigungen, die auf die Initiative weniger zurückgingen, die sich für die Erhaltung unserer Denkmale eingesetzt hatten. Die Einrichtung eines im Ministerium des Innern unterstellten staatlichen Konservators für diese Aufgabe lässt erkennen, wie hoch ein fachlich unabhängiges Urteil geschätzt und der Rat eines solchen Sachverständigen gewünscht wurde.

Die Aufgabe des Konservators war es:

1. möglichst genaue Kenntnis vom Dasein und dem Zustande der im Großherzogtum befindlichen Kunstdenkmale zu sammeln;
2. die gesammelten Kenntnisse aufzuzeichnen;
3. die Erhaltung der Kunstdenkmale zu fördern.

Die Einsetzung August von Bayers als Konservator gilt gemeinhin als der Beginn der staatlichen Denkmalpflege in unserem Lande. Dabei sind die wesentlichen Grundzüge unserer heutigen Arbeit schon Teil dieses Auftrages.

Um die Wiederkehr dieses Jahrestages zu würdigen, haben wir uns entschlossen, im vorliegenden Heft einen bunten Strauß von Beiträgen zu veröffentlichen, welche die Kolleginnen und Kollegen verfasst haben, die in den ehemals badischen Landesteilen unseres Landes tätig sind.

Anlässlich des 125-jährigen Jubiläums des württembergischen und des 130-jährigen des badischen Konservatorenamtes waren die Entstehung und die Aufgabe der staatlichen Denkmalpflege im Heft 2 des Jahrgangs 1983 unseres Nachrichtenblattes Gegenstand der Würdigung. Damals betonte der frühere Innenminister Baden-Württembergs und spätere Bundespräsident Prof. Dr. Roman Herzog in seinem Grußwort, dass die Landesregierung im Bewusstsein der Verpflichtung zu dieser Tradition und um den mit dem überaus reichen kulturellen Erbe unseres Landes ver-

bundenen Auftrag 1972 mit der Verabschiedung des Denkmalschutzgesetzes einen entscheidenden Schritt unternommen und gleichzeitig die ehemals noch einzelnen Denkmalämter im Landesdenkmalamt zusammengefasst habe.

Die Entwicklung vom kleinen exklusiven Konservatorenkreis zur Fachbehörde mit einem festen Platz in der Landesverwaltung stand seinerzeit für eine gesicherte Zukunft der vielfältigen Kulturlandschaft Baden-Württembergs.

20 Jahre später, 2003, nachdem im Vorjahr auf dem Landesdenkmaltag in Biberach der 50 Jahre Denkmalpflege in Baden-Württemberg und des 30. Jahrestages der Gründung des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg gedacht wurde, ist die Zukunft dieser Landesoberbehörde für den Denkmalschutz als eigenständige staatliche Institution durch die große Verwaltungsreform der Landesregierung in Frage gestellt. Die Einheit des Landesdenkmalamtes als staatliche Fachbehörde wird von der Eingliederung in die Regierungspräsidien bzw. in das Wirtschaftsministerium abgelöst. Das Zusammenspiel der Gebietsreferate mit den verschiedenen Disziplinen – Restaurierung, Naturwissenschaften, technische Dienste – in der zentralen Dienststelle wird nun durch ein komplexes System der Zuständigkeiten abgelöst. Zentral gelenkte Aufgaben, wie zum Beispiel die Erfassung von Denkmalen und deren landeseinheitliche Bewertung, müssen künftig durch eine Koordination verschiedener in fünf Behörden eingebundener Bereiche gewährleistet werden. Es ist verständlich, dass angesichts dieser Umstrukturierung die von Roman Herzog formulierten Zukunftsperspektiven der Denkmalpflege mehr als fraglich sind.

Diese Neustrukturierung wird eines nicht nachlassenden Interesses der Bevölkerung unseres Landes für diese unsere Aufgabe bedürfen, nämlich das kulturelle Erbe unseres Landes auch für die nachfolgenden Generationen zu sichern. Dem unabhängigen fachlichen Urteil Gehör zu verschaffen, wird, ähnlich wie in den Anfangszeiten des konservatorischen Wirkens, die Aufgabe der kommenden Jahre sein.

Es wird viel daran liegen, inwieweit sich die Öffentlichkeit für die Denkmalpflege einsetzen wird und inwieweit die übergeordneten Verwaltungen sich mit dem Auftrag der Landesverfassung identifizieren, der das kulturelle Erbe dem Schutze des Staates anheim stellt.

Geschichte der badischen Denkmalpflege und ihrer Dienststellen Karlsruhe, Straßburg und Freiburg

Wolfgang Stopfel

Die Geschichte der staatlichen Denkmalpflege in Württemberg und Baden ist noch nicht geschrieben. Nur für jeweils kurze Abschnitte ihrer immerhin schon 150 Jahre umfassenden Tätigkeit gibt es veröffentlichte Berichte. Es ist zu hoffen, dass – wie etwa für Bayern, Sachsen und Sachsen-Anhalt bereits geschehen – auch für unser Land einmal eine umfassende Leistungsbilanz über das vielfältige und erfolgreiche Wirken der Konservatoren der Öffentlichkeit vorgestellt wird. Der folgende Aufsatz beschränkt sich darauf, die Geschichte der Organisation des Konservatoren-Amtes zu schildern und die handelnden Personen vorzustellen. Kontinuität im verlässlichen und uneigennütigen Wirken der Konservatoren im öffentlichen Interesse und eine oft geänderte, nicht immer besonders effektive Organisation charakterisieren die vergangenen 150 Jahre Denkmalpflege in Baden-Württemberg.

1. Karlsruhe: Die Großherzoglichen Konservatoren

Die Denkmalpflegeorganisation in Baden begann 1853 mit der Ernennung des Architekten und Hofmalers August von Bayer zum „Konservator der Kunstdenkmale“. Bayer war bereits Gründer und Direktor des Badischen Altertumsvereins, der unter anderem schon aktive Denkmalpflege betrieben hatte. Als Konservator war er auch Direktor der großherzoglichen Altertümersammlungen, die nach und nach in Karlsruhe vereinigt wurden. Die Personalunion, in der ein Direktor der historischen Sammlungen des späteren Badischen Landesmuseums gleichzeitig als oberster Chef der Denkmalpflege fungierte, hielt sich über alle organisatorischen Veränderungen hinweg bis 1939. Schon im Ernennungsdekret wird von Bayer aufgefordert, sich mit allen großherzoglichen Verwaltungsbehörden, mit dem Altertumsverein und mit Privatpersonen ins Benehmen zu setzen, sie um Mitteilungen über vorhandene Denkmale anzugehen, sie über den Wert und die Bedeutung der Denkmale zu belehren und ihnen Vorschläge zu deren Erhaltung zu machen. Der Konservator sollte also nur der Koordinator eines vorausgesetzten breit gestreuten Interesses an Kulturdenkmalen und deren Erhaltung sein, dessen Vorbild der 1852 zur Regierung gekommene Großherzog Friedrich I. als ausgesprochener Freund und Förderer aller Denkmal- und Heimat-

schutzbestrebungen war. Die etwas vage formulierte Sammlungs- und Aufklärungsfunktion des Konservators genügte offenbar nicht, um Zerstörung, Beschädigung und unglückliche Renovation alter Denkmale im Land zu verhindern. Aus diesem Grunde ergingen zwischen 1854 und 1857 mehrere Erlasse des Innenministeriums, dem der Konservator unterstellt war, in denen das Finanzministerium, das Erzbischöfliche Ordinariat und die evangelischen und katholischen Oberkirchenräte aufgefordert wurden, dafür zu sorgen, dass vor dem Abbruch oder der Restaurierung eines älteren Bauwerks oder seiner Einrichtung der Rat und die Begutachtung des Konservators der Altertümer eingeholt würden.

Während im Schreiben an das Finanzministerium eindeutig von Abbruch oder Restauration eines Bauwerks die Rede ist, gab dieses Finanzministerium die Auflage in der Form weiter, dass in allen Fällen, in welchen es sich um die Beseitigung oder die Restauration von nicht zu den eigentlichen Bauwerken gehörenden Altertümern handelt, welche dem großherzoglichen Domänenfiskus angehören oder aus dessen Fonds erhalten werden, ein Gutachten des Konservators einzuholen ist. Bei den eigentlichen Bauwerken sei das aber nicht erforderlich, sondern es genüge, wenn außer dem Gutachten der betreffenden Bezirksbauinspektion noch das der Baudirektion erhoben würde. August von Bayer fasst alle diese Verordnungen 1859 noch einmal zusammen und er-

gänzt sie durch eine merkwürdig eingeschränkte Zusammenstellung dessen, was unter den Begriff von „öffentlichem Bau- und Kunstdenkmal“ fällt, nämlich alle Bauwerke bis herunter in das 17. Jahrhundert, welche im Dienste des religiösen Volksglaubens stehen; alle Burgen, Schlösser und Ruinen von geschichtlicher Bedeutung oder von malerischem Interesse für die umliegende Landschaft; alle Befestigungen und Schutzbauten, Stadttore, Türme, Mauern, Rathäuser. Unter Kunstdenkmälern versteht er nur Malereien in Kirchen und öffentlichen Bauten und Kircheninventare.

Der Umfang der altertümlichen Funde, von denen der Konservator Nachricht erhalten oder die an ihn abgeliefert werden sollen, wird allerdings sehr weit gefasst. Es sind nämlich neben den Produkten der Vorzeit, welche bei Ausgrabungen, Erdarbeiten usw. zutage gefördert werden, alle Spuren früherer Kultur des Landes.

August von Bayer starb 1875. Sein Nachfolger wurde Dr. Ernst Wagner, vorher seit 1864 Erzieher des Erbprinzen. Mit seinem Amt als Konservator im Hauptamt war weiterhin die Direktion der großherzoglichen Altertümersammlung in Karlsruhe verbunden, die inzwischen in die Verwaltung des Staates übergegangen war und über ein eigenes Gebäude verfügte. Ihm als Konservator der Altertümer wurde nun ein Architekt als Konservator der öffentlichen Baudenkmale zugeordnet, Gustav Kachel, im Nebenamt – er war Direktor der Kunstgewerbeschule in Karlsruhe. Wagner behielt die obere Zentraleitung, aber die Zusammenarbeit der beiden Konservatoren funktionierte offenbar nicht. So wurde nach dem Tod Kachels 1882 noch einmal umgruppiert. Beide Konservatorfunktionen wurden wieder in einer Person vereinigt und Wagner, dem nunmehrigen einen Konservator der Altertümer und der mit ihnen vereinigten Sammlungen und der weltlichen Baudenkmale ein bausachverständiger Hilfsbeamter beigegeben. Das war der Professor an der Baugewerkeschule Philipp Kircher. Weiterhin wurde nun in der Person des Freiburger Professors für Kirchengeschichte Franz Xaver Kraus ein staatlicher Konservator für die kirchlichen Denkmäler der Kunst und des Altertums ernannt. Nach den vorangegangenen Erfahrungen war dem Ministerium der Justiz, des Kultus und des Unterrichts, das „die Denkmalpflege“ vom Innenministerium übernommen hatte, nicht ganz wohl bei der neuartigen Aufteilung in kirchliche und profane Baudenkmale. So betont denn auch der Vorlagebericht des Ministeriums, dass bei der Ausscheidung eines gesonderten Gebietes aus der Gesamtaufgabe der staatlichen Tätigkeit eine Zersplitterung und Beeinträchtigung der einheitlichen Gestaltung und Auffassung nicht hervor-gehe. „Es wird vielmehr streng darauf zu halten

sein, daß bei aller Selbständigkeit des Conservators der katholischen Kunstdenkmäler in der Auffassung und im Verfahren bezüglich der einzelnen Fragen seines Geschäftskreises doch der Zusammenhang der verschiedenen Aufgaben stets berücksichtigt und die hierfür erforderlichen Grundzüge der Auffassung und des Verfahrens gemeinsam mit den übrigen zur Ausübung der staatlichen Befugnisse ... berufenen Kräfte unter der Dr. Wagner übertragenen Centralleitung festgestellt werde“. Begründet wird die Wahl von Professor Kraus damit, dass das von ihm zu leitende voraussichtlich mehrere Jahre in Anspruch nehmende Geschäft der Inventarisierung, zuerst der kirchlichen Denkmäler, in vielfachen Beziehungen und im engen Zusammenhang mit der Konservierung der betreffenden Denkmäler stünde. Für die Hauptaufgabe, die Inventarisierung der Kunstdenkmäler, auch der weltlichen, war Kraus besonders geeignet. Er hatte schon als Professor an der Universität Straßburg und Konservator für Elsaß-Lothringen den ersten Band des bewunderten Inventars „Kunst und Alterthum in Elsaß-Lothringen“ veröffentlicht. Nun gelang es ihm in kürzester Zeit, allerdings mit Hilfskräften, die ersten fünf Bände der „Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden“, eine systematische Bestandsaufnahme nicht nur der Kirchen und ihrer Kunstschätze, sondern auch der profanen Baudenkmäler und – mit kurzen Erwähnungen – der oberirdisch sichtbaren archäologischen Denkmäler herauszubringen. In nahezu gleicher Aufmachung, allerdings erst 1908 und 1911, veröffentlichte sein „Chef“, Ernst Wagner, in zwei Bänden „Fundstätten und Funde aus vorgeschichtlicher, römischer und alemannisch-fränkischer Zeit im Großherzogtum Baden“ – wie die Kraus'schen Inventare trotz allen Fortschreitens der Wissenschaft noch heute unentbehrliche Nachschlagewerke.

Nach dem Tod von Kraus 1901 blieb die Stelle des Konservators der kirchlichen Altertümer längere Zeit unbesetzt. 1909 wurde Josef Sauer berufen, im Nebenamt neben der zuerst außerordentlichen, ab 1916 dann ordentlichen Professur in Freiburg. Während der Schwerpunkt der Arbeit bei F. X. Kraus eindeutig bei der Inventarisierung und der Herausgabe der Kunstdenkmälerbände lag, hat Sauer, der nahezu vierzig Jahre in seinem Amt tätig war, der praktischen Seite große Aufmerksamkeit zugewandt. Die Praxis der kirchlichen Denkmalpflege hatte ihn schon vor seiner Berufung zum Konservator stark interessiert. Von 1905 bis 1913 veröffentlichte er nämlich im Zweijahresrhythmus im Freiburger Diözesanarchiv eine Übersicht „Kirchliche Denkmalskunde und Denkmalspflege in der Erzdiözese Freiburg“. Jeder Bericht war in zwei Teile gegliedert, die über

neue Funde und über Versuche zur Erhaltung alter Monumente berichteten. Sauer's Aufsätze waren sozusagen Zweijahresberichte der kirchlichen Denkmalpflege, verfasst von einem zuerst noch gar nicht offiziell mit Denkmalpflege befassten Beobachter. Eine Fülle grundsätzlicher Überlegungen zur Denkmalpflege ging in die Berichte ein. Beeindruckend ist die Offenheit, mit der Sauer besonders den Geistlichen als den Verwaltern des kirchlichen Kunstbesitzes ins Gewissen redet.

Aus Anlass der Berufung Sauer's zum Konservator enthält die Bekanntmachung im Staatsanzeiger noch einmal die wiederum etwas geänderte Zuordnung der Geschäfte zu den drei Konservatoren. Geheimrat Dr. Wagner ist Großherzoglicher Konservator der Altertümer und weltlichen Baudenkmäler. Er hat die obere Leitung aller Geschäfte der Denkmalpflege im Großherzogtum. Daneben ist ihm besonders die Pflege der Denkmäler aus vorgeschichtlicher, römischer und alemannisch-fränkischer Zeit einschließlich der Funde aus diesen Zeitperioden übertragen. Aufgabe des Konservators der öffentlichen Baudenkmäler, Oberbaurat Direktor Kircher, ist die Pflege aller Baudenkmäler einschließlich der Arbeiten zur Erhaltung der in weltlichen Bauten befindlichen Wandmalereien und Skulpturen. Der Konservator der kirchlichen Denkmäler der Kunst und des Altertums, ao. Professor Dr. Sauer, ist mit der Pflege der in kirchlichem Besitze stehenden Denkmäler einschließlich der im Innern von kirchlichen Gebäuden befindlichen Wandmalereien, Skulpturen und sonstigen beweglichen Denkmäler betraut (nicht besonders erwähnt wird, dass kirchliche Denkmäler selbstverständlich diejenigen der katholischen wie der evangelischen Kirche umfassen). Kircher wirkt bei den Objekten aus dem Arbeitsbereich von Wagner und Sauer nur auf deren Anforderung mit; Sauer hat, soweit es sich um bautechnische Fragen handelt, mit Kircher ins Benehmen zu treten. Zu den nur drei Konservatoren, Wagner und Kircher in Karlsruhe, Sauer in Freiburg, gab es seit 1899 eine wenigstens in der Planung alle Bezirke des Landes umfassende denkmalpflegerische Betreuung durch ehrenamtliche Mitarbeiter, die „Bezirkspfleger der Kunst- und Altertumsdenkmäler“. Aufgabe der vom Kultusministerium bestellten Pfleger war es, die staatlichen Organe der Denkmalpflege bei ihren Bestrebungen durch örtliche Aufsicht und Berichterstattung zu unterstützen und zum Schutz und zur Erhaltung der Denkmäler durch Geltendmachen persönlichen Einflusses innerhalb ihres Bezirkes mitzuwirken. Darüber hinaus sollten sie bestrebt sein, eine Übersicht über den öffentlichen und privaten Besitz an Denkmälern zu erlangen, über drohende oder erfolgte Zerstörung,

Veräußerung oder Veränderung von Kulturdenkmälern und über Funde und Entdeckungen zu berichten. Bei kirchlichen Denkmälern sollten sie nicht tätig werden, sondern nur mit den bestellten kirchlichen Pflegern in Beziehung treten; nur, wo solche nicht bestellt sind, an den zuständigen Konservator berichten. Informationen sind auch über im Privatbesitz stehende bewegliche und unbewegliche Denkmäler erwünscht, „obwohl hier nur eine beschränkte Einwirkung ausgeübt werden kann“. Besonders bei Funden von frühgeschichtlichen, römischen und fränkischen Anlagen und Altertümern, bei Ausgrabungen und Aufdeckungen ist eine besonders schnelle Information geboten. Über diese Instruktion von 1899 hinaus werden die Pfleger 1909 aufgefordert, auch Aufgaben des Heimatschutzes wie die Förderung bodenständiger künstlerischer Bauweise auf dem Lande und des Landschafts- und Naturschutzes zu übernehmen. Neben der Berichtspflicht an die Denkmalschutzbehörden wird ihnen auch die enge Verbindung zu den Verwaltungsbehörden und zu den Heimat- und Geschichtsvereinen angeraten.

Schon früh hatte der „Badische Architekten- und Ingenieurverein“ ein Gremium für Bauberatung eingerichtet. Ab 1925 besaß auch der Landesverein Badische Heimat einen Sachverständigenausschuss für Heimatschutz und Denkmalpflege mit einer Einteilung in vier Bezirke für die beauftragten Berater. Es waren Architekt Hermann Esch, Mannheim, Prof. Dr. Alker, Karlsruhe, Architekt C. A. Meckel, Freiburg, und Regierungsbaumeister Motz in Konstanz. 1926 löste der Freiburger Stadtbaudirektor Josef Schlippe C. A. Meckel ab und blieb in dieser Funktion bis 1940.

Ungezählte Eingaben, Beratungen und Gutachten bewiesen das hohe Gewicht dieser Bauberater vor allem bei Fragen des Heimatschutzes, aber auch der Denkmalpflege. Eine offizielle Funktion wie etwa der entsprechende Ausschuss des Sächsischen Heimatbundes hatte der Sachverständigenausschuss aber nicht.

In die Zeit der großherzoglichen Konservatoren fällt auch der zweimalige Anlauf für den Erlass eines badischen Denkmalschutzgesetzes, 1883 vom Großherzog in seiner Thronrede angekündigt, 1913 noch einmal entworfen, beide Male am Einspruch der katholischen Kirche gescheitert. Darüber und über die anderen die Denkmalpflege unterstützenden Bestimmungen im Großherzogtum Baden ist an dieser Stelle schon berichtet worden.

Im Rahmen einer Geschichte der Denkmalpflege im Großherzogtum Baden darf die Rolle der staatlichen Bauverwaltung nicht vernachlässigt werden. Ihre Bedeutung innerhalb der Staatsverwaltung und für die Integration der so verschiedenen

zum Großherzogtum vereinigten Territorien war in den ersten Jahrzehnten nach der Gründung des Großherzogtums außerordentlich groß. Der Stil des jeweiligen Baudirektors prägte das öffentliche und private Bauwesen im ganzen Land. „Denkmalpflege“ an in Staatsbesitz befindlichen Gebäuden gehörte natürlich auch zu den Aufgaben der staatlichen Bauverwaltung. Weinbrenner restaurierte und ergänzte Schloss Eberstein für seinen Landesherrn. Unter Heinrich Hübsch wurde nicht nur die Tennenbacher Klosterkirche als Ludwigskirche nach Freiburg versetzt, sondern es wurden auch die Münster in Konstanz und Säckingen restauriert und ergänzt. Josef Durm, an der Spitze des staatlichen Hochbauwesens von 1887 bis 1902, war nicht nur stark an den Bänden des badischen Kunstdenkmälereinventars beteiligt, sondern er restaurierte z. B. auch die romanische Klosterkirche von Schwarzach.

Schon ins 20. Jahrhundert reicht die Tätigkeit des Vorstandes der Bezirksbauinspektion in Bruchsal, Fritz Hirsch, der die Restaurierung des Bruchsaler Schlosses leitete, auch diejenige des Rastatter Schlosses betreute (und umfangreiche baugeschichtliche Forschungen betrieb). Er kam 1913 als hochbautechnischer Referent in das Finanzministerium. Für die große Zahl der von der staatlichen Hochbauverwaltung verantworteten denkmalpflegerischen Arbeiten im Großherzogtum sollen hier nur die genannten wenigen Beispiele stehen. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts verlor sie an Einfluss. Die einzelnen Ministerien erhielten eigene bautechnische Referenten; dadurch wurde die Bedeutung der Baudirektion immer mehr in den Hintergrund gedrängt. 1902 wurde sie aufgehoben. Zur Entscheidung über wichtige Fragen des Hochbauwesens, auch über Erhaltung und Wiederherstellung von Baudenkmalen im Staatsbesitz, wurde dem Finanzministerium eine Ministerialkommission für das Hochbauwesen beigegeben, der die bautechnischen Referenten der Ministerien, aber auch Hochschullehrer und der Konservator der öffentlichen Baudenkmale angehörten. Tätig wurde diese Kommission allerdings kaum.

Mit dem Thronverzicht des Großherzogs im November 1918 endete die Monarchie in Baden und damit auch der Titel eines großherzoglichen Konservators.

2. Karlsruhe: Zwischen Erstem und Zweitem Weltkrieg

Die ersten Jahre der badischen Republik brachten für die Denkmalpflege einige organisatorische Änderungen, vor allem aber die zunehmende Emanzipation der archäologischen Denkmalpflege

aus der engen organisatorischen und personellen Verklammerung mit der Bau- und Kunstdenkmalpflege. Im Jahre 1919 suchte der Konservator Ernst Wagner aus Altersgründen um seine Zuruhesetzung nach; er war damals 87 Jahre alt. Sein Nachfolger wurde Hans Rott, der bereits seit 1908/9 Direktorialassistent gewesen war und bis 1913 die Inventarbände Bruchsal und Bretten herausgebracht hatte. Seine Hauptaufgabe war allerdings die Einrichtung des Badischen Landesmuseums im frei gewordenen Residenzschloss. Philipp Kircher war noch Konservator der weltlichen Baudenkmäler, aber nach dem Staatsvorschlag, also dem Haushaltsplan, für 1920 im Land Baden sollte „im Interesse der Vereinfachung und Verbilligung der Staatsverwaltung die Durchführung der Pflege der weltlichen Baudenkmäler unter Leitung des Finanzministeriums den Bezirksbauinspektionen übertragen und die Stelle eines besonderen Konservators hierfür aufgehoben werden“. Die Bezirkspfleger wurden vom Finanzministerium aufgefordert, ihre ehrenamtliche Tätigkeit weiterzuführen. Ein kleiner Betrag sollte, etwa für ihre Portoauslagen, beantragt werden. Im Übrigen heißt es lapidar: „Unsere allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse lassen es zwar nicht zu, für die Denkmalpflege größere Aufwendungen zu machen. Das Streben muß für die nächste Zeit darauf gerichtet sein, mit geringen Mitteln Höchstleistungen zu erzielen“. Mit der trotz langer Verhandlungen seit 1919 doch handstreichartigen Kompetenzverschiebung mithilfe des Haushaltsplanes glaubte man beim Finanzministerium wohl, „die Denkmalpflege“ nun im eigenen Zuständigkeitsbereich unter der Leitung des Ministerialdirektors Fritz Hirsch angesiedelt zu haben. Das Kultusministerium, angeblich nur unvollständig beteiligt, sah sich dann allerdings zu entschiedenen Richtigstellungen veranlasst. Es hielt fest, dass nur die Durchführung der praktischen Aufgabe der Denkmalpflege an den weltlichen Baudenkmalern an die Bezirksbauämter übergegangen sei, dass dagegen die Pflege der kirchlichen Kunst- und Baudenkmale, der Naturdenkmale und die allgemeine Organisation der Denkmalpflege beim Ministerium des Kultus und Unterrichts geblieben sei. Dazu zählte das Kultusministerium auch die Aufgaben auf dem Gebiet der Funde und Ausgrabungen aus frühgeschichtlicher Zeit, die Weiterführung des Inventarisationswerks der badischen Kunstdenkmäler und die Aufgaben für die staatlichen und Ortsmuseen und den beweglichen Kunstbesitz. Vor allem das Netz der Bezirkspfleger der Kunst- und Altertumsdenkmäler blieb dem Kultusministerium unterstellt. Die Pfleger wurden allerdings angewiesen, in allen Fragen, die die weltliche Baudenkmalpflege betreffen, sich mit den Bezirksbauinspektionen

in Verbindung zu setzen. Das Verzeichnis der Bezirkspfleger der Kunst- und Altertumsdenkmäler mit Stand vom 1. Oktober 1920 weist aus, dass alle Bezirke besetzt waren. Recht interessant ist die Zusammenstellung der Berufe. Das Hauptkontingent stellten Pfarrer und Lehrer, natürlich auch Archivare, wenige Apotheker und Fabrikanten und nur noch ein einziger freier Architekt; erstaunlicherweise drei Bürgermeister und der Restaurator Viktor Mezger aus Überlingen. Der Übergang der Kompetenzen erfolgte keineswegs reibungslos. Der frühere Konservator Kircher übergab das Arbeitsmaterial nicht dem Finanzministerium, sondern dem Landesmuseum, dessen Direktor ja gleichzeitig sein Vorgesetzter war. Die neue unübersichtliche Aufgabenverteilung in der Denkmalpflege wurde offensichtlich nicht recht bekannt; noch 1926 adressierten Bezirksämter an den Konservator der öffentlichen Baudenkmale in Karlsruhe, den es seit 1920 nicht mehr gab. Die Post stellte dann an den Hoffotografen Kratt zu, der in seinem Firmenkopf die Bezeichnung „Badisches Denkmälerarchiv“ führte. Im Zusammenhang mit der neuen Ressortverteilung wurden die Bezirksämter auch aufgefordert, die eigentlich schon seit 1911 geforderten Verzeichnisse der Baudenkmäler nun endlich nach einem vorgegebenen Schema aufzustellen. Für die archäologische Denkmalpflege jedoch kam es 1922 zu einer sinnvollen Neuorganisation. Zur Unterstützung des Kultusministeriums „bei der Leitung der Denkmalpflege und Forschung auf ur- und frühgeschichtlichem Gebiet“ wurde ein Ausschuss für Ur- und Frühgeschichte Badens gegründet. Neben Beratungs-, Publikations- und Unterbringungsfragen wurde dem Ausschuss die unmittelbare Aufsichtsführung über die Tätigkeit der Bezirkspfleger auf dem Gebiet der Ur- und Frühgeschichte übergeben. Zwei Oberpfleger wurden zuständig, Ernst Wahle für die Landesteile nördlich der Kinzig und Prof. Dr. Friedrich Leonhard in Freiburg für die Landesteile südlich der Kinzig. Die Oberpfleger waren Mitglieder des Landesausschusses, ebenso weitere Universitätsprofessoren, aber auch Prof. Dr. Rott aus Karlsruhe, der nur als Direktor des Badischen Landesmuseums, nicht als Konservator genannt ist. Die Einteilung in die Oberpflegerbezirke blieb bis 1945 erhalten. Im Bezirk Süd folgte 1926 Georg Kraft auf F. Leonhard, im Nordbezirk ab 1938 Albrecht Dauber auf Ernst Wahle. 1935 wurde der Südbezirk geteilt. Friedrich Garscha, wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Landesmuseum, übernahm den Ostteil. Alle Oberpfleger arbeiteten neben- bzw. ehrenamtlich. Im Verzeichnis von 1928 werden auch zum ersten Mal spezielle Bezirkspfleger für das Gebiet der Ur- und Frühgeschichte genannt. Regelmäßige Arbeitsberichte konnten

erscheinen, für 1922 und 1923 in „Mein Heimatland“, 1924 und 1925. 1926 übernahm das Kultusministerium die ein Jahr zuvor von Ernst Wahle gegründeten „Badischen Fundberichte“ als amtliches Nachrichtenblatt, das von da an jedes Jahr über die Tätigkeit der archäologischen Denkmalpflege in Baden berichtet. Der gerade erwähnten Dienstanweisung für die staatlichen Bezirkspfleger ist eine Liste der in der Denkmalpflege tätigen Staatsbehörden angefügt. Neben dem Ausschuss für Ur- und Frühgeschichte und den entsprechenden Oberpflegern ist der Konservator der kirchlichen Denkmäler genannt, das Finanzministerium und die Bezirksbauämter, deren Dienstaufgabe die Pflege der weltlichen Baudenkmäler ist, und das Badische Landesmuseum lediglich als staatliches Denkmälerarchiv und als Sammelstelle für alle die Verzeichnung der badischen Kunstdenkmäler betreffenden Nachrichten. Von einem Konservator ist überhaupt nicht die Rede, dem Ministerium des Kultus und Unterrichts obliegt die oberste Leitung und Beaufsichtigung der gesamten staatlichen Denkmalpflege mit Ausnahme der praktischen Aufgabe der Denkmalpfleger an den weltlichen Baudenkmalern. Eben dieses Ministerium des Kultus und Unterrichts muss unter dem 22. Februar 1924 dem Konservator der kirchlichen Denkmäler mitteilen: „Nachdem das Finanzministerium den Standpunkt vertritt, daß die Denkmalpflege nicht zu den Staatsnotwendigkeiten gehört, kann mit der Anforderung eines namhaften Betrages für die kirchliche Denkmalpflege sowie für die Erhaltung alter Gemälde und Skulpturen im Staatsvoranschlag 1924/25 nicht gerechnet werden“. Unterschrieben hat diesen Brief Karl Asal, der, seit 1919 im Ministerium tätig, 1923 über die neuen reichsrechtlichen Denkmalschutzbestimmungen promovierte. Asal, der Schöpfer des Badischen Denkmalschutzgesetzes von 1949, war seit 1919 bis zu seiner Pensionierung nahezu ununterbrochen der für die Denkmalpflege zuständige Ministeriale in Baden.

Trotz der generellen Absage wird der Konservator Sauer aufgefordert, die dringendsten Maßnahmen der kirchlichen Denkmalpflege anzumelden. Über das Freiburger Münster bemerkt er: „Das Finanzministerium, das im letzten Jahr so energische Anstrengungen machte, die Bauleitung seinem Respekt zu unterstellen, lehnt, wie mir gesagt wird, jetzt jede Verbindlichkeit ab.“ Es scheint, als seien die Bemühungen des Finanzministeriums, größeren Einfluss auf die Denkmalpflege zu nehmen – und sei es vielleicht auch nur aus finanziellen Gründen – fortgesetzt worden. Dort war seit 1913 der Erneuerer des Bruchsaler Schlosses, seit 1907 Herausgeber der „Zeitschrift für Geschichte der Architektur“ und Verfasser wichtiger baugeschichtlicher Bücher Fritz Hirsch

als hochbautechnischer Referent tätig. Unter seiner Leitung standen auch alle Tätigkeiten der Hochbauverwaltung an Baudenkmalern, und ihnen galt sein besonderes Interesse. Gegen diese seine Tätigkeit, vor allem die neue farbliche Gestaltung des Schwetzingen Schlosses, des Karlsruher Schlossturmes, der Karlsruher Münze und der Stadtkirche Weinbrenners formierte sich 1930/31 eine Opposition, die von einem breiten Presseecho in ganz Deutschland begleitet wurde. Eine längere Vorgeschichte gipfelte im Dezember in einer Eingabe des BDA-Landesbezirkes, des Landesvereins Badische Heimat und einer Reihe anderer Vereine an die badische Staatsregierung, die die Wiederherstellungsarbeiten an einer Reihe von badischen Bau- und Kunstdenkmälern kritisiert, auch angesichts der wirtschaftlichen Notlage ihre Notwendigkeit bezweifelt und bittet, es möge die Frage der Organisation der Denkmalpflege in Baden erneut geprüft werden. Eine Reaktion der Staatsregierung erfolgte nicht, was den besonderen Zorn der Petenten hervorrief. Ein späterer Zeitungskommentar des Mannheimer Tagblatts vom 26. 4. 1931 fasst zusammen: „Es dreht sich im Grunde um nichts mehr und nichts weniger als um die Frage, ob eine einzelne Persönlichkeit die Befugnis haben soll, mit den badischen Baudenkmalern nach eigenem Geschmack und Gutdünken zu verfahren, ohne sich um die Meinung der Sachverständigen und der Öffentlichkeit zu kümmern. Darin liegt der Schwerpunkt der gegen den Baureferenten im Finanzministerium, Dr. Hirsch, gerichteten Angriffe, und ihr Ziel ist eine Reform der staatlichen Denkmalpflegeorganisation in dem Sinne, dass diktatorische Eigenmächtigkeiten künftighin nicht mehr möglich sind.“ Die Kontroverse, in der Hirsch in den Zeitungsartikeln stets als Leiter der staatlichen Denkmalpflege bezeichnet wird, was er ja für einen Teilbereich ohne Zweifel war, brachte auch zwei Broschüren hervor, von Fritz Hirsch „Der Fall Leonelli und einige baukünstlerische Gegenstände“ und „Der Fall Hirsch und die badische Denkmalpflege“, zusammengestellt und herausgegeben vom Landesbezirk Baden des Bundes Deutscher Architekten. Hirsch, der sich auf einen Fall der Opposition gegen Friedrich Weinbrenner beruft, stellt seinen Fall in nicht gerade übertriebener Bescheidenheit in Parallele zu allen berühmten Verrätereien der Menschheitsgeschichte. Auf der anderen Seite erschrickt man geradezu über den gehässigen Ton und die rüden persönlichen Angriffe, mit denen die Herausgeber der Gegenschrift ihre Argumente vorbringen. Obwohl diese Gegner den Versuch, ihnen politische Gründe zu unterstellen, vehement zurückwiesen, kann wohl kaum ein Zweifel daran bestehen, dass hinter dem Karlsruher Streit um die

Farbigkeit Weinbrennerscher Bauten der jahrelange Krieg um die Farbexperimente Bruno Tauts in Magdeburg und Berlin und Ernst Mays in Frankfurt stand, der nun in der badischen Hauptstadt einen späten Nebenkriegsschauplatz fand. Überlegungen, die Organisation der badischen Denkmalpflege zu ändern, fanden im Zusammenhang mit dem „Fall Hirsch“ nicht statt. Noch im Juni 1932 wurde eine erneute Eingabe des BDA auf Beantwortung derer von 1930 und einiger anderer im Landtag behandelt. Der Haushaltsausschuss schlug dem Parlament nach Anhörung des Finanzministeriums gegen zwei Stimmen der nationalsozialistischen Abgeordneten vor, das Gesuch für erledigt zu erklären. Dem stimmte der Landtag am 15. 6. mit vier Gegenstimmen zu.

Nach der „Machtergreifung“ durch die Nationalsozialisten wurde Fritz Hirsch am 6. April 1933 auf eigenen Wunsch in den Ruhestand versetzt und am 29. April nach Maßgabe des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ entlassen. (Hirsch starb 1938. Der Text der Todesanzeige vom 20. Juli 1938 „Ein aufrechter Mann mußte zu früh von seiner Lebensaufgabe gehen, die der Heimat geweiht war. Prof. Dr. Fritz Hirsch, Großherzoglicher Ministerialrat a. D., Ehrenbürger der Städte Bruchsal und Schwetzingen, Ehrengenerator der Universität Freiburg i.Br., Ritter hoher Orden“ und der ehrende Rastatter Nachruf vom 16. Oktober des Jahres erregten natürlich den Zorn der Vertreter der NSDAP).

Erneute Überlegungen zu einer Neuorganisation der badischen Denkmalpflege setzen Ende 1933 ein. Asal legt am 15. 12. einen Referentenentwurf zur Einsetzung eines Denkmalrates vor, um „eine oberste beratende Staatsstelle für alle Angelegenheiten der badischen Denkmalpflege und des badischen Heimatschutzes zu errichten, um so, soweit das im Hinblick auf die heute bestehende Finanzlage möglich ist, die Schäden zu beseitigen, die die Trennung der Denkmalpflegezuständigkeiten in oberster Instanz im Jahre 1920 verursacht hat.“ Dieser erste Entwurf, der für den Denkmalrat fünf Abteilungen – eine für allgemeine Fragen der Denkmalpflege, eine für Ur- und Frühgeschichte, eine für Baudenkmal und neue Bauvorhaben, eine für bewegliche Kulturdenkmäler und eine (bei Bedarf) für Volkskunde – vorsah, wurde stark modifiziert. Am Ende blieben 1934 nur noch zwei Abteilungen übrig, eine allgemeine Abteilung für Denkmalpflege und Heimatschutz und eine Abteilung für Ur- und Frühgeschichte, die identisch sein sollte mit dem Ausschuss für Ur- und Frühgeschichte von 1922. In der endgültigen Verordnung vom 14. 12. 1934 wurde der Denkmalrat ergänzt durch die Einsetzung eines Landesamtes für Denkmalpflege als

zentrale Fachbehörde für die innerhalb des Geschäftsbereichs des Unterrichtsministeriums zu erledigenden Aufgaben der Denkmalpflege und des Heimatschutzes. Die Eingliederung einer Abteilung Ur- und Frühgeschichte war für später vorgesehen. Die Leitung des neuen Landesamtes sollte wieder der jeweilige Direktor des Landesmuseums haben. Nicht geändert wurde die Zuständigkeit der Bezirksbauämter und des Finanz- und Wirtschaftsministeriums für die Erledigung der baulichen Denkmalpflegeaufgaben an den weltlichen Baudenkmalern. Insofern änderte sich also nichts an der seit 1920 bestehenden, als unbefriedigend empfundenen Lösung.

Für das Landesdenkmalamt blieben nur folgende Aufgaben:

- Beaufsichtigung und Schulung der Bezirkspfleger;
- Fachaufsicht über die Heimatmuseen;
- Aufsicht über Bestand und Erhaltung der Denkmäler des Landes
- Bestandsaufnahme der Denkmäler;
- Staatliches Denkmälerarchiv;
- Sachverständige Beratung und Unterstützung von Behörden und Privaten in allen Fragen der Denkmalpflege und des Heimatschutzes;
- Förderung und Verbreitung der Gedanken der Denkmalpflege und des Heimatschutzes.

Neu war die Aufgabe der Landesberatungsstelle für Kriegerehrungen.

Für die Erledigung des laufenden Dienstes erhielt Rott als Direktor des Landesmuseums als „wissenschaftlich gebildeten Mitarbeiter“ Otto Linde halbtätig zugeteilt. Linde war seit 1904 in der Inventarisierung der Kunstdenkmäler in Baden tätig. Viele Zeichnungen in den frühen Inventaren stammen von ihm. Daneben wurde er auch für Arbeiten in der praktischen Denkmalpflege herangezogen; 1911 wurde er stellvertretender Konservator bei Kircher, seit 1919 nebenamtlich auch Leiter des Hofbauwesens des ehemaligen Großherzogs von Baden. Er war seit dem gleichen Jahre im Landesgewerbeamt mit Bauberatung und Beratung und Pflege des Kunsthandwerks und Herausgeber der Zeitschrift *Heimat und Handwerk*, später *Badische Werkkunst*, tätig. Seine Funktion beim Badischen Landesamt für Denkmalpflege war de facto die des Leiters.

Von allen diesen Veränderungen blieben das Amt und die Person des Konservators für die kirchlichen Denkmäler, Josef Sauer, in Freiburg unberührt.

Über die finanzielle Ausstattung der Konservatorämter und die Mittel für Zuschüsse konnten nur eingehende Recherchen in den Haushaltsplänen Auskunft geben. 1936 stellte die Landeskreditanstalt für die Instandsetzung baugeschicht-

lich wertvoller öffentlicher Gebäude des Landes, zu deren Finanzierung die Gemeinden vielfach nicht in der Lage waren, 30 000 Reichsmark als Darlehenssumme zur Verfügung, obwohl „mit Rücksicht auf die Finanzierung des Wehrprogramms Kreditanträge... nur noch in den seltensten Fällen Aussicht auf Genehmigung [haben]“. Ein Versuch, 1937 durch Unterstützung des Landesbauernführers Mittel des Reichsnährstandes zur Erhaltung und Instandsetzung historischer Bauernhäuser zu erlangen, wurde abgelehnt mit der Begründung, es sei notwendig, neuzeitlich sanitäre Verhältnisse für Wohnungen und Stallungen für die Bauern zu bieten, diesem Zweck könnten die alten, von der Denkmalpflege als wertvoll und erhaltungswert bezeichneten Bauernhäuser nicht mehr entsprechen.

Die archäologische Denkmalpflege sollte 1938 in das Landesdenkmalamt eingegliedert werden. Friedrich Garscha wurde im Landesamt als Konservator Geschäftsführer einer Abteilung Ur- und Frühgeschichte, ab 15. 7. 1939 selbständiges Badisches Landesamt für Ur- und Frühgeschichte. In Freiburg befand sich eine Exemtur des Landesamtes unter G. Kraft, der in Personalunion außerplanmäßiger außerordentlicher Professor am Institut für Ur- und Frühgeschichte und Vorstand des „Museums für Urgeschichte“ war. Das Landesamt für Denkmalpflege erhielt durch eine Verordnung vom 19. 4. 1939 die Bezeichnung „Landesdenkmalamt“.

Hans Rott war am 1. 12. 1938 in den Ruhestand getreten. Mit der kommissarischen Leitung wurde der Konservator Ludwig Moser betraut. Seit August 1939 wurden die wertvollen Museumsbestände nach Pfullendorf und in die Heilbronner Bergwerke evakuiert, das Museum bald geschlossen. Direktor des Landesdenkmalamtes wurde der Karlsruher Professor für Kunst- und Baugeschichte Karl Wulzinger, der aber bereits am 1. 9. 1940 wieder von seinem Amt zurücktrat. Die Personalunion der Leiter von Landesmuseum und Denkmalpflege-Amt war endgültig aufgelöst.

Wulzinger teilt die Neuerungen unter dem 30. 5. 1939 den ehrenamtlichen Beauftragten im Land mit: Wegen des gestiegenen Umfangs der Aufgaben sollen deren Bezirke verkleinert werden; im Allgemeinen soll die Pflegerschaft für Ur- und Frühgeschichte und für die allgemeine Denkmalpflege nicht in der gleichen Hand ruhen. Weiterhin teilt er mit, dass die Aufgaben des Konservators der kirchlichen Denkmäler, der bisher dem Unterrichtsministerium unmittelbar unterstand, nunmehr ebenfalls dem Landesdenkmalamt zugewiesen wurde, und dass das Landesdenkmalamt auch Einfluss nehmen kann auf die praktischen Aufgaben der Denkmalpflege an Profanbauten (ausgenommen die im staatlichen Eigentum be-

findlichen Bauten), was bisher zur ausschließlichen Zuständigkeit des Finanzministeriums und der unter seiner Oberleitung stehenden Bezirksbauämter gehörte.

Die Replik auf die letzte Information erfolgte nach einiger Zeit; unter dem 3. 6. 1940 informiert der Finanz- und Wirtschaftsminister alle Bezirksbauämter, dass diese für die Erledigung der baulichen Denkmalspflegeaufgaben an den weltlichen Baudenkmalern unter der Oberleitung des Finanz- und Wirtschaftsministers nach wie vor zuständig seien, und „es liegt Veranlassung vor, darauf hinzuweisen, daß in dieses Arbeitsgebiet ... vom Landesdenkmalamt nicht eingegriffen werden soll. Wenn in einzelnen Denkmalspflegefällen eine Beratung und Unterstützung durch das Landesdenkmalamt erforderlich scheint, so werde ich von hier aus mit dem Landesdenkmalamt Fühlung nehmen.“ Es blieb also in dieser Beziehung alles beim Alten.

3. Karlsruhe und Straßburg: Der „Gau Oberrhein“

Das Denkmalamt in Straßburg

In seinen Lebenserinnerungen schreibt Karl Asal: „Kaum hatten die deutschen Truppen im Jahr 1940 das Elsaß erobert, da ordnete der Gauleiter die Verlegung sämtlicher badischer Ministerien nach Straßburg an.“ Die Karlsruher Ministerien übernahmen die entsprechenden Aufgaben beim Chef der Zivilverwaltung im Elsaß. Tatsächlich ist schon im Behördenverzeichnis mit Stand vom Februar 1941 eine Abteilung „Erziehung, Unterricht und Volksbildung, Straßburg, Bismarckplatz“ angeführt, die die gleichen Personen nennt, die auch unter dem Ministerium des Kultus und Unterrichts in Karlsruhe aufgeführt werden.

Für das Landesdenkmalamt galt das allerdings nicht, dort gab es im Ergebnis zwei Ämter. In Karlsruhe wurde der bereits seit 1935 am Landesamt für Denkmalpflege tätige Emil Lacroix mit der Stellvertretung des Direktors betraut, Peter Hirschfeld und Heinrich Niester gehörten dem Amt als Stipendiaten an. Für das Elsaß war jedoch der Freiburger Stadtbaudirektor Josef Schlippe als staatlicher Bevollmächtigter für Denkmalpflege ernannt worden. Seine und die Tätigkeit anderer Bevollmächtigter endeten im November 1942; sie wurden Leiter zentraler Fachbehörden. Im Bereich der Denkmalpflege war das die Direktion des Landesdenkmalamtes in Straßburg, Altes Schloss, im Bereich der ur- und frühgeschichtlichen Denkmalpflege die Direktion des Landesamtes für Ur- und Frühgeschichte in Straßburg, Ruprechtsauer Allee 2, und im Bereich des Museumswesens die kommissarische Gene-

raldirektion der oberrheinischen Museen in Straßburg im Frauenhaus. Schlippe, der nunmehrige Direktor des Landesdenkmalamtes, hat im 10. und letzten Band der Zeitschrift „Oberrheinische Kunst“ ausführlich über die erste Zeit seiner Tätigkeit im Elsaß berichtet. Erste wichtige Aufgabe war die Feststellung der Kriegsschäden, von denen allerdings nur wenige Gemeinden schwer betroffen waren, so Lauterburg, Seltz, Marckolsheim, Jepsheim und Weier im Tal. Zweite Aufgabe war die Rückführung der bei Kriegsbeginn zur Sicherung nach Innerfrankreich verbrachten Kunstgüter, vor allem der ausgebauten Glasfenster aus elsässischen Kirchen. Der Mitteilung, dass größere denkmalpflegerische Instandsetzungen an Baudenkmalern während des Krieges nicht stattfinden könnten, folgt die Feststellung, dass die Städte Straßburg, Colmar und Mühlhausen beachtenswerte Pläne zur Bereinigung ihrer Altstadtbilder ausgearbeitet hätten. Dabei war in Straßburg Schlippes zeichnerische Aufnahme von Straßenabwicklungen Grundlage. Ähnliche Pläne zur Rückführung der „baulichen Greuel der Gründerzeit“ ließ er ja auch in Freiburg ausarbeiten.

Nur über Colmar gibt es dazu 1942 einen kleinen Bericht von Herbert F. Kasper. Er zeigt freigelegte Fachwerkbauten und Vorschläge zum Rückbau von durch Schaufenster verunstalteten Erdgeschosses. Weiter berichtet Schlippe u.a. über Gutachten zum Wiederaufbau von Weier im Tal und über Freilegungen von Wandmalereien in der Kirche von Baldenheim, im Kreuzgang des ehemaligen Dominikanerklosters in Colmar und in der Dominikanerkirche in Gebweiler. Auf seine Tätigkeit geht auch die Einrichtung eines Goethemuseums in der ehemaligen Alten Wache in Sesenheim zurück. Sehr anerkennend äußert sich Schlippe über die Tätigkeit der französischen Denkmalpflege nach 1919 und die Maßnahmen zum Kriegsschutz etwa am Straßburger Münster. Schlippes Ausführungen werden ergänzt durch die Erinnerungen von Kurt Martin, dem Direktor der Kunsthalle Karlsruhe, Bevollmächtigtem für das Museumswesen im Elsaß und späterem Generaldirektor der oberrheinischen Museen. Er berichtet über ein Gespräch kurz vor Kriegsausbruch mit dem Straßburger Museumsdirektor Hans Haug, der sowohl die Bergung als auch die Rückführung der Kunstwerke des Elsaß leitete, und über die Sicherung des zurückgeführten Isenheimer Altars in der Hochkönigsburg. Als Mitarbeiter am Straßburger Denkmalamt nennt Schlippe in seinem Bericht Hermann Ginter, den späteren Konservator der Denkmäler der katholischen Kirche am Freiburger Denkmalamt. Einen Architekten Gustav Hirsch, der 1933 aus dem Dienst der Stadt Freiburg entlassen worden war,

beschäftigt Schlippe für das Inventarisationswerk „Haus und Hof des deutschen Bauern“ – er vertrat dann für kurze Zeit den eingezogenen Emil Lacroix im Karlsruher Amt. Offenbar waren auch Straßburger an Schlippes Amt beschäftigt; er nennt einen Bauoberinspektor Czarnowsky und andere. In Zusammenarbeit mit dem Landesamt für Ur- und Frühgeschichte fanden Grabungen und Untersuchungen an der Nordostecke der römischen Stadtmauer unter Bauresten des alten Kornspeichers in Straßburg statt.

Während Schlippe und Ginter in Straßburg bis 1944 weiterarbeiten konnten – noch Ende März bittet Schlippe Sauer um ein Bild von Franz Xaver Kraus, das er in seinem Amtszimmer im Landesdenkmalamt zu Straßburg aufhängen will – , wurden die Mitarbeiter des Karlsruher Amtes zur Wehrmacht eingezogen. Emil Lacroix und Heinrich Niester kehrten erst 1947 aus der Kriegsgefangenschaft an das Amt zurück. Hirschfeld wurde im gleichen Jahr Landeskonservator in seiner Heimat Schleswig-Holstein. Auch Friedrich Garscha, der Leiter des neuen Landesamtes für Ur- und Frühgeschichte in Karlsruhe, wurde gleich eingezogen, 1940 zum Aufbau des entsprechenden Amtes in Straßburg aber wieder freigestellt. Auch zu seinen Aufgaben gehörte zuerst die Rückführung der evakuierten Museumsbestände. In erstaunlichem Umfang wurden aber auch andere Aufgaben der Bodendenkmalpflege wahrgenommen. Auch Garscha hat über die erste Zeit seiner Straßburger Tätigkeit – in der Zeitschrift „Volk und Vorzeit“, 1941 – berichtet. Aus dem gleichen Jahr stammt eine Verordnung des Chefs der Zivilverwaltung im Elsass über den Schutz der Bodenaltertümer im Elsass. 1943 wurden Garscha ebenso wie sein Mitarbeiter Adolf Rieth, der spätere Tübinger Denkmalpfleger, wie-

der eingezogen. Da auch Albrecht Dauber, der Oberpfleger des Nordbezirkes, inzwischen eingezogen war, blieben für die archäologische Denkmalpflege in den letzten Kriegsjahren nur Georg Kraft und Rudolf Nierhaus in Freiburg, das als Außenstelle des Karlsruher Amtes galt, für das ganze Baden und für das ganze Elsass übrig. (G. Kraft kam dann beim Bombenangriff auf Freiburg 1944 ums Leben.) Sie wurden unterstützt von den nicht eingezogenen Technikern und vor allem von den wenigen nicht zum Wehrdienst einberufenen ehrenamtlichen Pflegern, von denen die im Nordbezirk die Betreuung des Niderelsass, die im Südbezirk die Betreuung des Oberelsass mit übernehmen sollten und auch tatsächlich übernahmen wie z.B. der für den Bereich Emmendingen zuständige Bezirkspfleger August Eckerle.

Vom neu gegründeten Denkmalamt in Karlsruhe erschienen zum ersten Mal auch für die Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden regelmäßige Jahresberichte, die statistisch die wichtigsten betreuten Objekte aufführten und diese Liste durch Kurzaufsätze ergänzten. Gedruckt wurden die Berichte in der Zeitschrift „Mein Heimatland“ des Landesvereins Badische Heimat, Jahrgänge 1940, 1941 und 1942. Ein zusammenfassender Tätigkeitsbericht für die Jahre 1945 bis 1950 erschien in der Zeitschrift „Badische Heimat“, 31. Jahrgang, 1951. Die „Badischen Fundberichte“ konnten bis zum Band 1940 fortgesetzt werden. Auch hier kann erst der Band 1941–1947 nachträglich über die Arbeiten in den Kriegsjahren berichten.

Prof. Dr. Wolfgang Stopfel
Erwinstraße 58
79202 Freiburg / Breisgau

Die Fortsetzung dieses Aufsatzes mit der Geschichte der Denkmalpflege in Baden seit dem Ende des 2. Weltkrieges wird in Heft 4/2003 erscheinen.

Die Pyramide

Das Grab auf dem Marktplatz in Karlsruhe

Das Grab des Stadtgründers im Zentrum der 1715 gegründeten barocken Planstadt Karlsruhe ist einmalig im europäischen Kulturkreis. Unter dem Monument ruht Markgraf Karl Wilhelm. Drei Jahrhunderte badischer Geschichte spiegelt dieser Denkmalort wider.

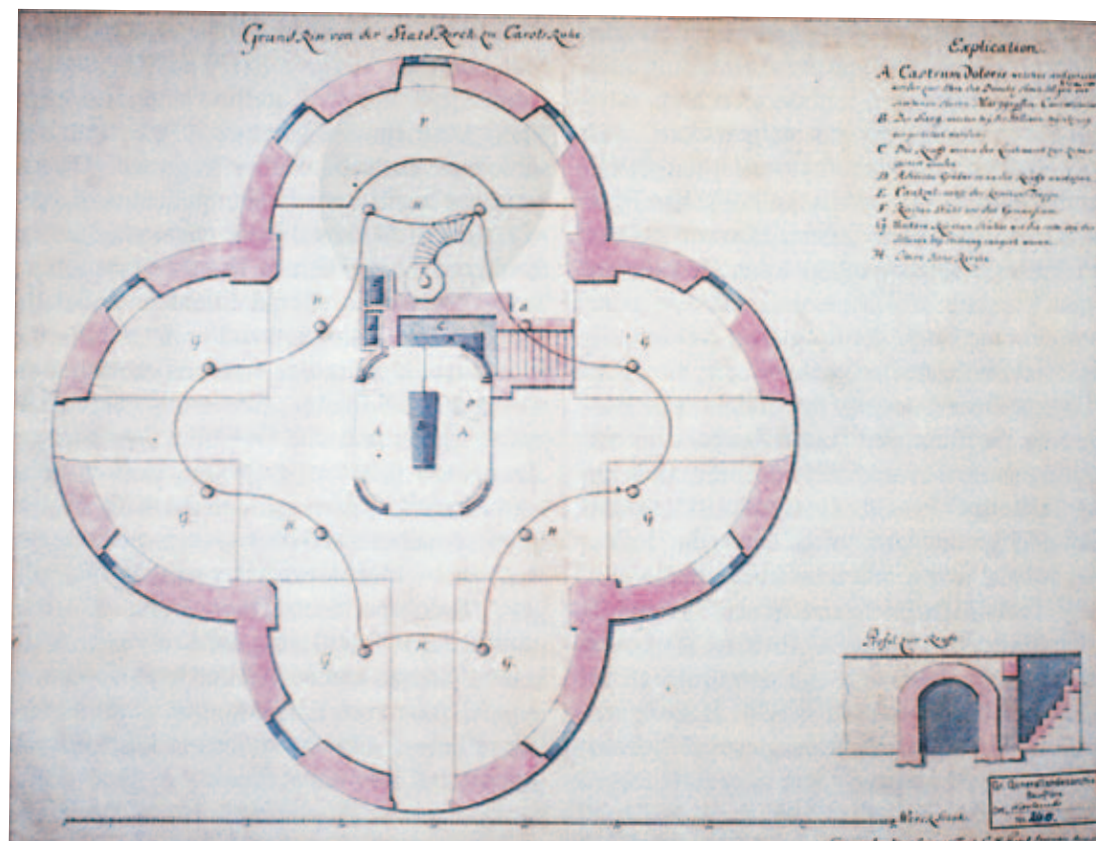
Andreas Vorbach

Die barocke Trauerfeier

„Bei zunehmender Dicke und Körperschwäche wurde ihm das Atmen mehr und mehr beschwerlich“, berichtet Fecht. Am Morgen des 12. Mai 1738 trifft den Landesherrn ein zweiter Schlag. Kurz vor seinem sechzigsten Lebensjahr endet in Gegenwart des Hofpredigers Stein das Leben des Markgrafen Karl Wilhelm. Der Leichnam wird am 18. und 19. Mai auf einem prachtvollen Paradebett im Schloss aufgebahrt (Abb. 3). Das Herz und die inneren Organe entnimmt man zur Beisetzung in der Familiengruft der Pforzheimer Schlosskirche. Entgegen der Familientradition soll der einbalsamierte Leichnam des Stadtgründers nach seinem Willen in der Konkordienkirche, im Zentrum der barocken Planstadt, seine letzte Ruhe finden (Abb. 1).

Der Verstorbene wird in aller Stille bereits in der Nacht zum 20. Mai vom Schloss in die schmale, überwölbte Gruft der Konkordienkirche gebracht. Nur der Oberstallmeister Schott und der Refren-där Johann Ernst Bürklin sind Zeugen des verborgenen Geschehens.

Fast zwei Monate braucht die markgräfliche Familie für die Vorbereitungen der barocken Trauerfeier. Berichte über den Trauerzug geben einen eindrucksvollen Einblick in das noch ausschließlich vom Hof bestimmte Leben der jungen Residenz. Sechzehn adlige Vasallen tragen in der Dämmerung des 6. Juli 1738 den leeren, mit rotem Sammet fürstlich geschmückten Prunksarg aus dem Schloss zu dem wartenden achtspännigen Leichenwagen, wo ihn sechzehn Mitglieder des Stadtrates und der Bürgerschaft auf den Wagen heben. Leise Trommelwirbel begleiten im Schein der Fackeln



1 Grundriss der Konkordienkirche in Karlsruhe mit dem Trauerkatakomb und der darunter dargestellten Gruft. Kopie 1741.

2 Der Marktplatz in Karlsruhe im Jahr 1750 mit der Konkordienkirche, dem Pfarrhaus und dem Schulhaus, rechts davor das alte Rathaus.



und Pechpfannen den nach Standesgruppen wohlgeordneten Trauerzug zur Konkordienkirche. Im zentralen Kirchenraum beleuchten tausende Wachlichter und Glaslampen das Castrum Doloris mit dem Sarg des Stadtgründers über der engen Gruft (Abb. 2).

Gefährdung der Grabkirche durch barocke Planungen

Nachfolger wird sein langlebiger Enkel Karl Friedrich (1728–1811), dessen ruhig fortschreitende Reformen Land und Leute prägen. Durch das Erbe der tief verschuldeten Markgrafschaft Baden-Baden vergrößert sich 1771 das Staatsgebiet wesentlich. Nach der französischen Revolution ordnet der Aufstieg und Fall Napoleons Europa neu. Von diplomatischem Geschick und kluger Heiratspolitik des Hofes geleitet, entwickelt sich Baden zu einem anerkannten deutschen Mittelstaat. Dem Landgewinn der Markgrafschaft Baden-Durlach entspricht das Wachstum der barocken Planstadt. Der politische Machtgewinn führt in der Residenz zu völlig neuen städtebaulichen Maßstäben.



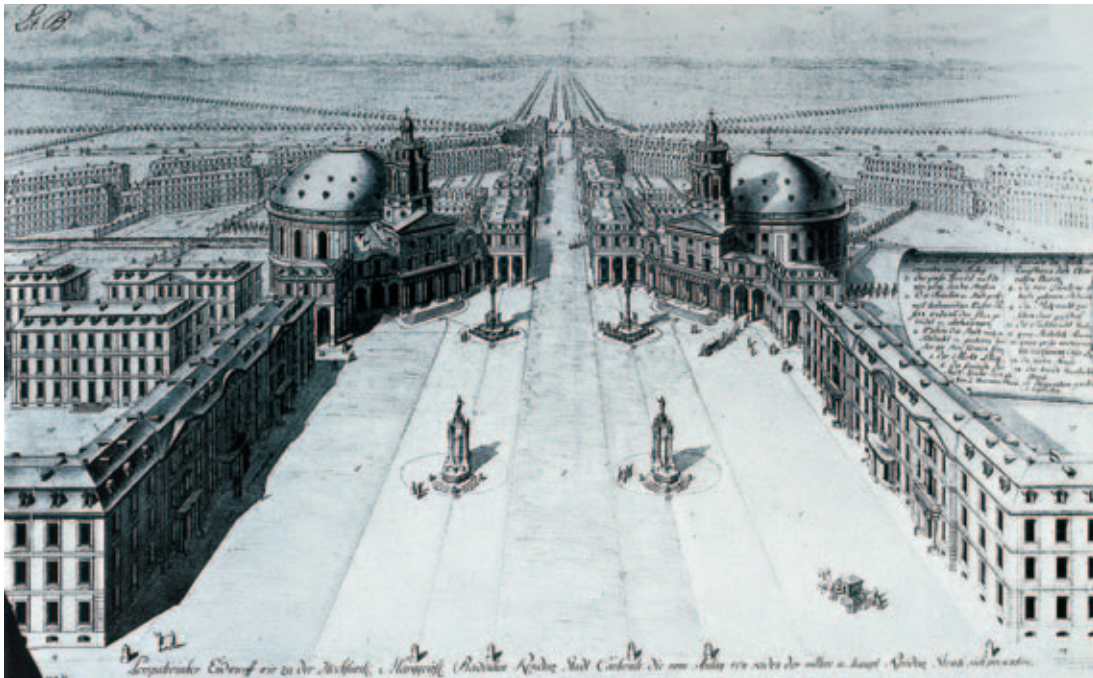
3 Die Aufbahrung des Markgrafen Karl Wilhelm auf einem Paradebett im Karlsruher Schloss am 18. und 19. Mai 1738. Kupferstich J. M. Steidelin.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts gefährden spätbarocke Ausbaupläne Kirche und Grab des Stadtgründers. Nach dem Abbruch der Kirche soll die Hauptachse des Fächergrundrisses der barocken Planstadt durch eine eindrucksvolle Platzfolge nach Süden über die Lange Straße hinaus erweitert werden. Gedacht wird auch an eine Verlegung des Grabes in die bereits geplante monumentale evangelische Stadtkirche (Abb. 4).

Das Grabmal im Klassizismus

Die Neugestaltung der Stadtmitte ist eine Planungsaufgabe, die Markgraf Karl Friedrich in der Folge einem Sohn der Stadt, Friedrich Weinbrenner (1766–1826), überträgt. Noch als Student der Baukunst in Berlin, schickt der junge Zimmermann 1791 einen ersten Entwurf für die Neugestaltung der Stadtmitte in die ländliche Residenz. Über der Gruft der zum Abbruch vorgesehenen Konkordienkirche plant der Student im Geschmack der Zeit einen monumentalen Sarkophag. Dieser fortschrittliche, schon dem Klassizismus verpflichtete Entwurf wird vom „verzopften“ badischen Bauamt unter Wilhelm Jeremias Müller eilig missbilligt. 1797 kehrt Weinbrenner nach mehrjährigen Studium der antiken Baukunst aus Rom in seine Vaterstadt zurück. Er verdrängt schon bald den alternden Müller aus seinem Amt und wird 1801 Baudirektor.

Bereits auf das erste Jahr seiner Tätigkeit im Karlsruher Bauamt ist der die Zukunft der neuen Stadtmitte bestimmende „Generalbauplan“ datiert, dessen Platzfolge der Markgraf bereits drei Jahre später im Grundsatz zur Ausführung bestimmt. Getragen von der anhaltenden Begeisterung für die Antike, ganz in der Formensprache des Klassi-



4 Projekt für die Neugestaltung der Hauptachse des Fächergrundrisses durch den barocken Baumeister Maurilio Pedetti, 1790.

zismus, ist in diesem Plan über der Gruft des Stadtgründers nun ein monumentales Denkmal der Rhea mit einem Aschenkrug vorgesehen. Ein Genius, der als ein Zeichen der Trauer eine umgekehrte Fackel in der Hand hält, beugt sich zur Göttermutter Rhea. Niedrige Boutiquen rahmen dieses klassische Grabdenkmal. Im Sinne der französischen Revolutionsarchitektur sollen sie die monumentale räumliche Wirkung der Kirche und des Rathauses steigern. Auf Weisung des Markgrafen kommt der Entwurf ohne diese eingeschossigen Bauten zur Ausführung (Abb. 5).

Um Platz für die neu überplante Stadtmittme zu schaffen, stimmt Großherzog Karl Friedrich 1807 dem Abbruch der barocken Grabkirche zu. Der eindrucksvolle Denkmalentwurf der Rhea über der erhaltenen Gruft der Kirche wird nicht reali-

siert. Er scheidet im politisch angespannten Zeitalter Napoleons an der leeren Staatskasse. Als Ausweg schlägt Weinbrenner vor, dass über dem Grab „einstweilen ein anständiger hölzerner Überbau zu machen seyn dürfte, bis das Monument auf die bestimmte Art werden könnte.“ Dieses 1807 errichtete, mit Ölfarbe gestrichene hölzerne Monument prägt 16 Jahre lang das Bild des werdenden Marktplatzes. Vom Zimmermeister Hellner muss die jedem Wetter ausgesetzte hölzerne Pyramide mehrfach instand gesetzt werden.

Im Hungerjahr 1816 wird auch der Gedanke an eine Verlegung des Grabes in die Gruft der neuen Stadtkirche endgültig verworfen. Großherzog Karl gewährt gnädig, „zur Unterstützung des minder bemittelten Publikums Kartoffeln darin zu bewahren.“



5 An antiken Vorbildern orientiert sich Friedrich Weinbrenners Entwurf für den Marktplatz. Den späteren Standort der Pyramide nimmt noch das geplante Denkmal der Rhea ein. Georg Moller 1804.



6 Der Marktplatz 1828, drei Jahre nach der Fertigstellung der steinernen Pyramide. Lithographie von Karl Müller nach L. Heiss.

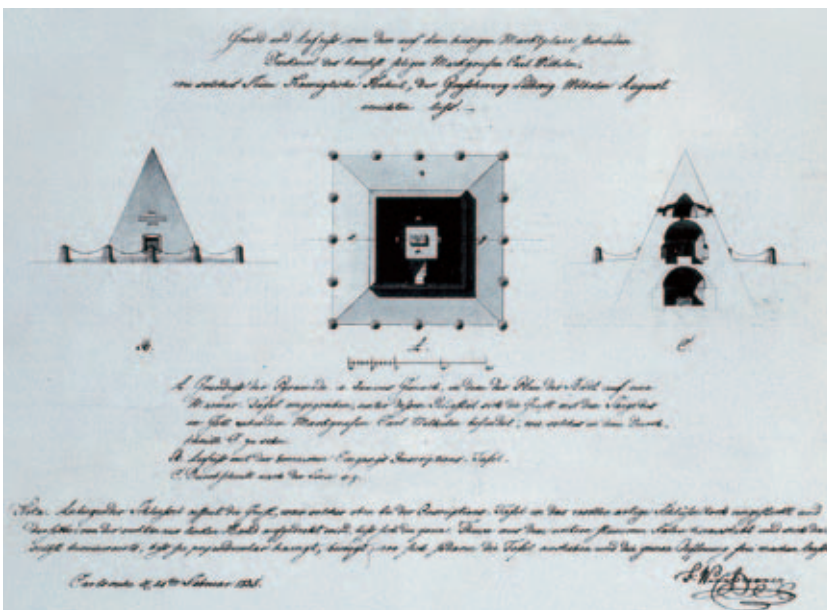
7 Dem Schlüssel zur Pyramide legt Weinbrenner 1825 einen erklärenden Idealplan des Monumentes bei.

Als die kostengünstigste aller bisherigen Denkmalvarianten über dem Grab des Stadtgründers entwirft Weinbrenner gegen Ende seiner Laufbahn die Pyramide aus rotem Sandstein, die bis heute das Bild des Marktplatzes prägt. Das gewohnte Bild der zweckmäßigen hölzernen Pyramide wird so tradiert. Großherzog Ludwig I. ist es nun, der sich für das im klassischen Sinn streng geometrische Monument entscheidet, das im Frühjahr 1825 durch Maurermeister Holb fertig gestellt wird. Ein Stich aus der Zeit des Biedermeier zeigt

das noch junge Bauwerk aus rotem Sandstein im bereits vollendet dargestellten klassizistischen Stadtprospekt (Abb. 6).

Dem „anliegenden Schlüssel“ zur Pyramide fügt Weinbrenner einen Idealplan hinzu, der das Innere anschaulich erklärt. Der Schnitt zeigt über der unzugänglichen Gruft mit dem Sarkophag das „Innere Gemach“ mit einem schweren Sandsteinquader, auf dem eine Steintafel ruht. Die darüber liegende Kammer dient der Entlüftung. Der Baumeister sieht die Pyramide „als eine der Vergänglichkeit am meisten entgegenstrebende Form.“ (Abb. 7).

Die Pyramide zeugt von der anhaltenden Begeisterung der Zeitgenossen für orientalische Bauwerke, die Napoleon durch seinen Eroberungszug in Ägypten geweckt hat. Auch die antike Cestius Pyramide vor den Mauern Roms wird als Vorbild für das Monument genannt (Abb. 8).



Kaiser Wilhelm I. beansprucht den Denkmalort

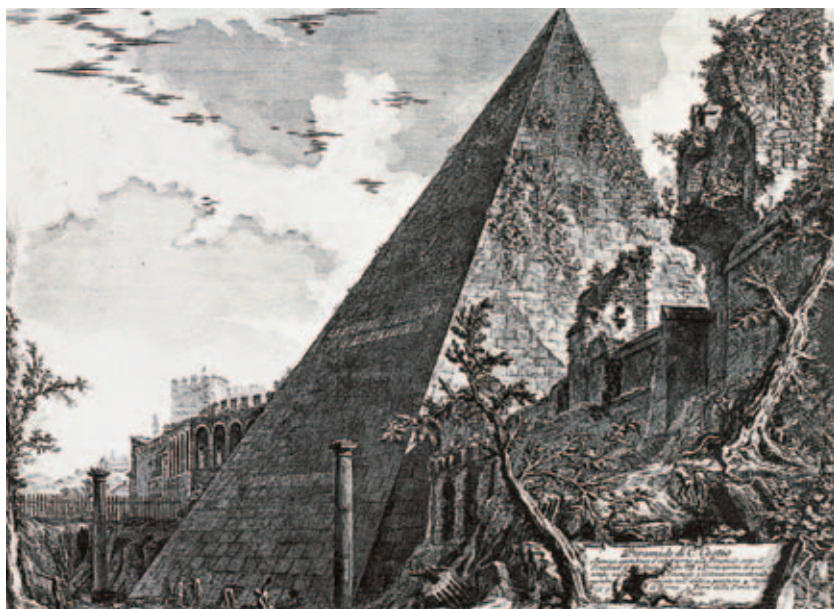
Ein halbes Jahrhundert später, 1889, soll ein geplantes Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. die Pyramide im Zentrum der Stadt ersetzen. Großherzog Friedrich I. beschließt in diesem Zusammenhang, das Grabmal seines Vorfahren zu erkunden.

Die badische Presse berichtet: Bereits am Freitag, den 12. Juli 1889, im Morgengrauen gegen 4 Uhr,

versuchen der Hofrat Hemberger, Schlossermeister Blüm und einige andere Herren vergebens, die Grabstätte zu öffnen. „Erst als man im Laufe des Tages Öl in die Öffnung des verrosteten Schlosses der von Weinbrenner als bronzene Inschriftentafel getarnten Tür gegossen hatte, gelang es, den Verschluss zu bewegen.“ Am Samstag ist es so weit. Kurz nach Mitternacht, nach seiner Rückkehr aus Baden-Baden, besichtigen der Großherzog Friedrich und seine Begleiter das Innere der Pyramide.

Nur wenige Stufen unter dem Niveau des Marktplatzes findet man im Inneren der Pyramide auf dem schweren Sandsteinquader eine kunstvoll gearbeitete Kalksteintafel, in die nach antikem Vorbild der Grundriss der Residenzstadt eingraviert ist. Der farbig angelegte Stadtplan zeigt stolz die Entwicklungsphasen der Stadt von 1715 bis 1820 sowie die hygienische Errungenschaft der Wasserleitungen (Abb. 9). Weinbrenner weist in seinen Schriften darauf hin, dass im Tempel von Romulus und Remus in den Fußboden der Grundplan der von ihnen gegründeten Stadt Rom in Marmor ausgehauen war.

Großherzog Friedrich ist beeindruckt. Für das Reiterstandbild des in Bronze gegossenen Kaisers muss ein neuer Standort gesucht werden. Erst nachdem alle Teilnehmer die Gruft verlassen haben, bemerkt Hofrat Jakob Friedrich Hemberger den Verlust seines Schirmes. Der verlorene Schirm in der wieder fest verschlossenen Pyramide wird im folgenden Jahrhundert zur stadtbekanntesten Legende.

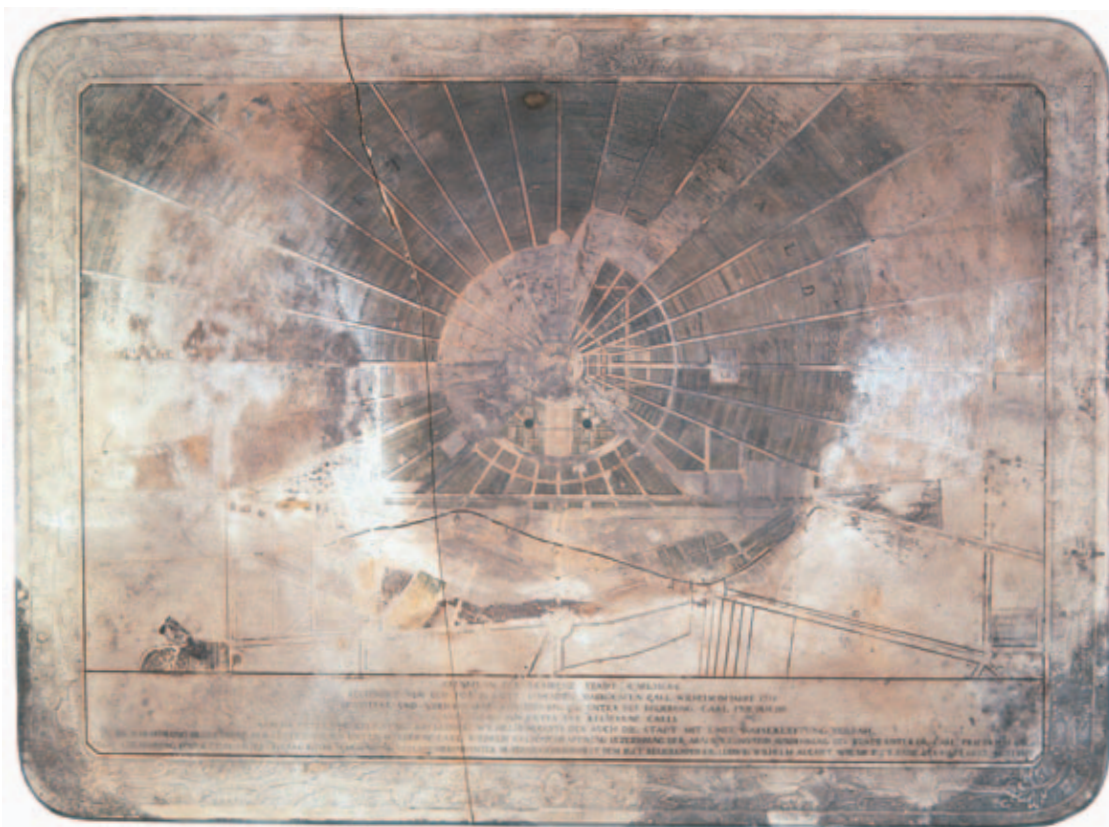


Das Monument im 20. Jahrhundert

Ganz dem Zeitgeist entsprechend werden zu Beginn des 20. Jahrhunderts Vorschläge für eine Grünanlage im Bereich der Pyramide und weitere Denkmalvarianten öffentlich diskutiert, die schnell in Vergessenheit geraten. Die badische Presse berichtet auch, dass die Polizei den Kindern das Schaukeln auf den eisernen Ketten der Einfriedung verbieten soll. Sie schaukeln heute noch.

Soldaten des Ersten Weltkrieges ziehen kriegsbegeistert an der Pyramide vorbei. Der gerade noch hoch verehrte und bejubelte letzte Kaiser Wil-

8 *Das Grabmal des Cestius an der Straße nach Ostia in Rom gilt als antikes Vorbild der Karlsruher Pyramide. Pianesi 1755.*



9 *Auf einem Sandsteinquader ruht in der Pyramide eine kostbare Kalksteintafel, deren Gravur die Entwicklung der barocken Stadtanlage bis zum klassizistischen Stadtausbau durch Friedrich Weinbrenner zeigt.*

helm II. dankt kurz darauf ab und geht nach Holland ins Exil.

In dieser unruhigen Zeit wird nur fünf Meter nördlich der Pyramide 1925/26 eine unterirdische Bedürfnisanstalt errichtet. Vor der Novemberrevolution, vor der Abdankung des badischen Großherzogs Friedrich II., ist dieses Funktionsbauwerk öffentlicher Bedürfnisse undenkbar. Als Zeitgenosse schreibt bereits der Chronist Fritz Hirsch: „Die Anlage vor der Pyramide, dem Wahrzeichen Karlsruhes, hätte aus Gründen der Pietät und des guten Geschmackes unterbleiben müssen.“

Im Zweiten Weltkrieg erleidet die Pyramide während der heftigen Bombenangriffe auf Karlsruhe kaum Schaden. Die vier abgeschrägten, glatten Sandsteinseiten bieten den zerstörerischen Druckwellen der Bomben auf dem „Adolf Hitler Platz“ nur einen geringen Widerstand. Das Wahrzeichen der Stadt versinkt optisch in einer Trümmerlandschaft (Abb. 10).

Die gewaltige Anstrengung des Wiederaufbaus der Stadt nimmt mit der Anlage der Fußgängerzone auf dem Marktplatz einen, auch für das Grabmal und seine Wirkung, positiven Verlauf.

Zur Frage der Untergrundstraßenbahn

Ein kühnes Großprojekt für den öffentlichen Nahverkehr erhitzt 1994/95 die Gemüter, die so genannte U-Strab. Wenige Meter unter der Gruft sieht der nach Süden führende Abzweig vier mächtige Tunnelröhren vor, deren Bau die Grabruhe des Stadtgründers endgültig zu stören droht (Abb. 11). Das Denkmalamt fordert voll Sorge um das seit den zwanziger Jahren der Stadt gehörende Kulturdenkmal eine zerstörungsfreie Untersuchung der Gründungstiefe des Bauwerkes. Schallwellen erkunden den Untergrund. Die Pyramide ist senkrecht bis zu einer Tiefe von ca. 4 m gegründet. Die unter der Erde sich fortset-

10 Der Marktplatz nach dem schweren Fliegerangriff vom 4.12.1944. Zum Symbol neuen Lebens wird die Trümmerbahn.



zende Basis der Pyramide, wie sie Weinbrenner schon in seinem Idealplan dargestellt hat, gibt es nicht (Abb. 7).

Die Öffnung der Gruft

Drei Jahre später kommt es dann zu der zweiten in der Geschichte des Bauwerkes bekannten Begehung der Pyramide. Als Grund benennt ein lokales Blatt den beharrlichen Wunsch eines Modellbaumeisters und Stadtrates, die Gruft unter der Pyramide zu erkunden und genau zu vermessen. Nach diesem Befund soll ein wirklichkeitstreues Modell für das Stadtmuseum gebaut werden.

Nach einigem Zögern nimmt auch Prinz Bernhard von Baden an der Erkundung des Grabes seines Vorfahren teil.

Die Öffnung der Bronzetafel bereitet wieder erhebliche Schwierigkeiten. Fahrzeuge der Stadt hindern neugierige Blicke nächtlicher Passanten. Am 17. September 1998 gegen 22.30 Uhr steigen der badische Prinz, zwei Bürgermeister der Stadt, der Modellbaumeister und ein Stadtarchivar durch die enge Öffnung hinter der bronzenen Widmungstafel in das Innere der Pyramide. Nach kurzem Gedenken an den Stadtgründer erkunden sie den Raum. In den vergangenen hundert Jahren seit der letzten bekannten Begehung durch Großherzog Friedrich hat sich wenig verändert. Nur die kostbare Steintafel mit dem Stadtplan ist durch einen glatten Riss in zwei ungleiche Teile zersprungen.

Lediglich ein Tennisball und ein Besenstil haben im 20. Jahrhundert als profane Zeichen unseres Zeitalters durch eine der kreuzförmigen Lüftungsöffnungen in der Spitze der Pyramide ihren Weg in das Innere gefunden. Auch die Suche nach dem seit hundert Jahren vermissten legendären Regenschirm des Hofrates Hemberger bleibt erfolglos. Einen Zugang zum Grab des Stadtgründers unter der Pyramide gibt es nicht. Die steile Treppe zur Gruft ist überbaut. Seit der Totenfeier des 18. Jahrhunderts ist das Grab fest verschlossen. Aus dem Inneren der Pyramide soll nun eine Kernbohrung in die verborgene Gruft der ehemaligen Konkordienkirche niedergebracht werden, um auch das unzugängliche Grab zu erkunden und zu vermessen. Die Befestigung des Bohrgerätes auf den Sandsteinplatten des Bodens bereitet zunächst Schwierigkeiten und führt zu Verzögerungen. Nach circa 60 cm bricht der Bohrer seitlich über dem Sarg durch das Deckengewölbe. Der Bohrkern und die das enge Bohrloch erweiternde zweite Bohrung wirbeln Staub auf, sodass es wieder einige Zeit braucht, bis man im Schein der herabgelassenen Lampe den Sarg des Stadtgründers in der engen Gruft erkennen kann.

Unmittelbar versetzt dieser historische Augenblick die Beteiligten in die Gründungsjahre der Stadt zurück. Die räumliche Nähe, der erste Blick in die geöffnete Gruft, überbrückt spürbar die zeitliche Distanz von drei Jahrhunderten. Die wackeligen Bilder einer ins Grab herabgelassenen Mikrokamera dokumentieren den landesgeschichtlich bedeutsamen Befund. In der Mitte des engen, grob verputzten Raumes fällt der Blick durch das Bohrloch auf einen schlichten Sarg aus dunklem Holz. Der gewölbte Deckel ist mit zwei umlaufenden schmalen Metallbändern beschlagen.

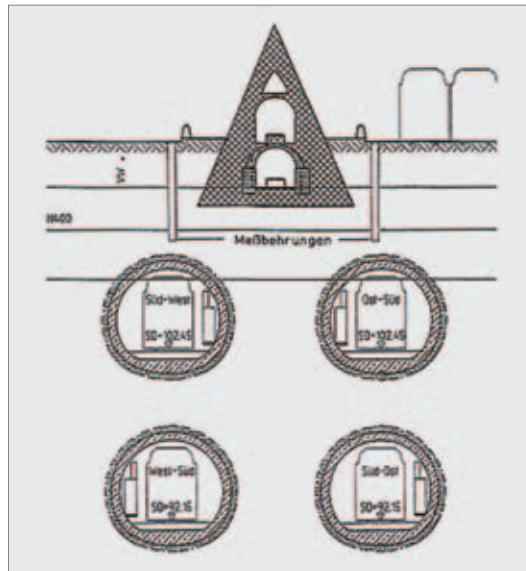
Als Augenzeuge schildert Archivdirektor Dr. Heinz Schmitt das historische Ereignis in einem Artikel der örtlichen Presse: „Der Sargdeckel ist an einem Ende eingebrochen. Die Ursache dafür, ein herunter gefallener Steinbrocken, könnte sich auch erst bei der Bohrung gelöst haben. Dadurch wurde der Sargdeckel etwas verschoben. Immerhin ist so ein, wenn auch begrenzter, Einblick in das Innere des Sarges möglich geworden. Außer einigen Knochen wurde gut erhaltenes Brokatgewebe sichtbar.“ Der Kameraschwenk zeigt ein schlichtes, aus Bruchsteinen gemauertes Tonnengewölbe mit einer Scheitelhöhe von circa 3 m. Die grob verputzte Gruft ist geostet. Sie misst etwa 1,40 m auf 2,60 m. Der Abstand des konisch zulaufenden Sarges beträgt nicht mehr als 30 cm zu den Seitenwänden der Gruft.

Der im Westen gelegene ehemalige Zugang zur Treppe ist über die ganze Wandfläche hastig mit flachen Bruchsteinen vermauert. In Brusthöhe deutlich zu erkennen ist das von außen zugemauerte Ausstiegsloch des Maurers, der vor drei Jahrhunderten die Gruft endgültig verschlossen hat.

Die Präsenz des Stadtgründers belegt bis heute materiell den hohen Anspruch, mit dem der barocke Fürst seine Bürger in die Pflicht genommen hat. Aber auch von der Vergänglichkeit der Macht zeugt das verborgene Grab.

Der Grundstein Weinbrenners

Nach der Erkundung der Gruft wird noch in der Nacht die kostbare, gesprungene Steintafel mit dem eingravierten Stadtplan ins Rathaus gebracht. Sie soll restauriert werden. Durchaus verständlich ist der zunächst geäußerte Wunsch, die wertvolle Steintafel im Stadtmuseum dauerhaft zu präsentieren. Nach gründlicher Überlegung verzichtet man auf dieses Vorhaben. Eine mit modernster Computertechnik erstellte Kopie soll nun für das Museum erstellt werden.



11 Der Prospektionsplan des Tiefbauamtes Karlsruhe zur zerstörungsfreien Untersuchung der Gründungstiefe der Gruft. Unter der Pyramide die geplanten vier Tunnelröhren des Süd-Abzweiges der Unterstraßenbahn. Tiefbauamt Karlsruhe 1994 (Ausschnitt).

Das authentische Original bleibt ein unverzichtbarer Bestandteil des Kulturdenkmals. Es definiert bis heute den Mittelpunkt der bürgerlichen Planstadt. Das bestimmende Thema in Weinbrenners Entwurf der Pyramide ist die antike Tradition, die Begräbnisstätte des Gründerheros einer Polis auf dem Marktplatz zu errichten. Wie in einem Brennpunkt zeigt der Grundriss auf der kostbaren Steintafel über dem Grab des Stadtgründers das Abbild seiner Planstadt. Der schwere Sandstein-Quader mit der sorgfältig gearbeiteten Steintafel ist von Weinbrenner ganz „im Sinne der Alten“, nach dem antiken Vorbild Roms, als symbolischer Grundstein gedacht. Eine Inschrift auf der Nordseite der Pyramide weist auf diesen thematisch engen Zusammenhang zum barocken Grundstein unter dem Schlossturm hin:

MARKGRAF CARL WILHELM / LEGTE DEN ERSTEN
GRUNDSTEIN ZU SEINEM/ NEUEN WOHNSTZ
UND DIESER STADT/
AM 17. JUNY
1715

Benutzte Quellen:

Stadthistorische Beiträge; Beilage zur BNN, Juni 1999.
100 Jahre Bauen und Schauen; F. Hirsch; Karlsruhe 1928.

Geschichte der Haupt und Residenzstadt Karlsruhe;
Fecht; Karlsruhe 1887.

Dipl.-Ing. Andreas Vorbach
LDA · Bau und Kunstdenkmalpflege
Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe



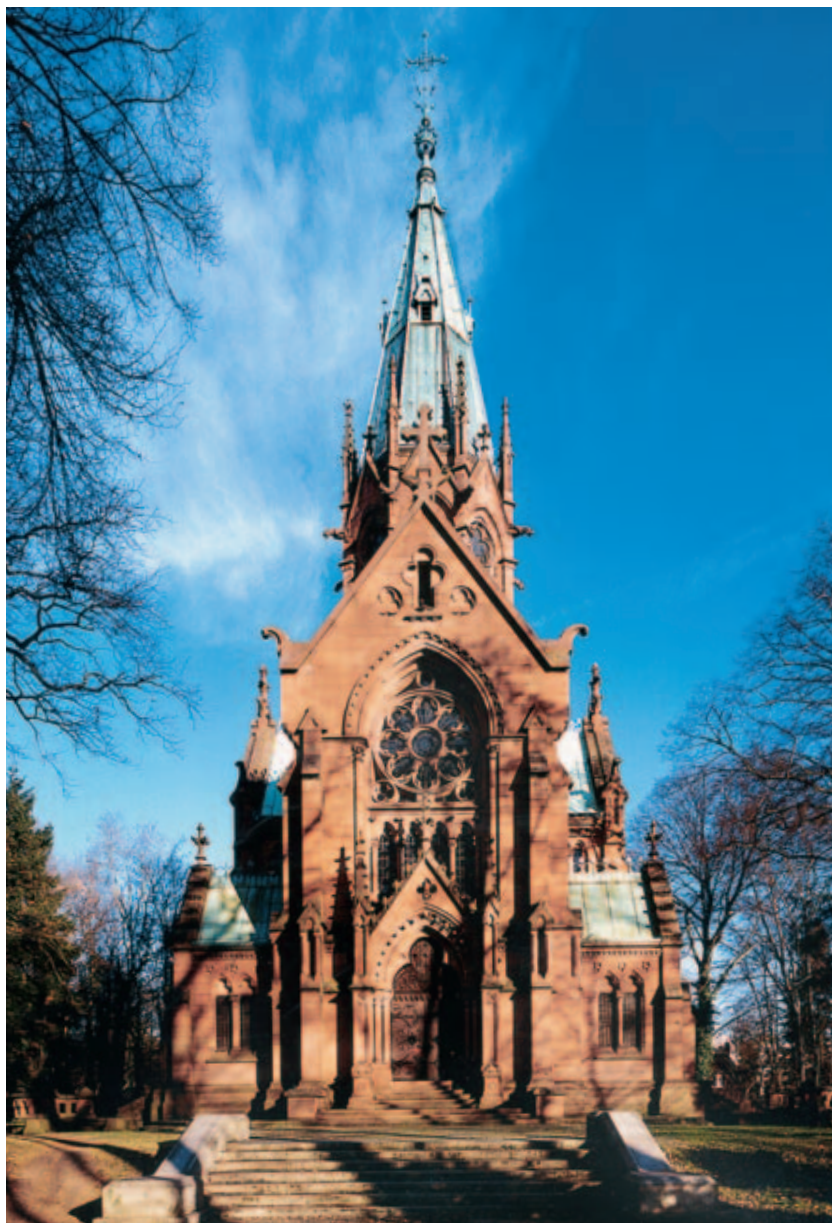
„Fernab vom Getriebe der Stadt“ Die Grablege der Großherzöge Badens

Mit der Großherzoglichen Grabkapelle im Fasanengarten besitzt die Stadt Karlsruhe ein Denkmal von besonderer Bedeutung. Sie birgt nicht nur die sterblichen Überreste der Vertreter des badischen Regentenhauses, ist nicht nur Beispiel für die hohen handwerklichen Fähigkeiten badischer Handwerker und den Einfluss, den die Kunstgewerbeschule ausübte, sondern zeugt auch von einem neuen Liberalismus im Umgang mit Vertretern anderer Konfessionen.

Annegret Kalvelage

1 Karlsruhe, Frontansicht der großherzoglichen Grabkapelle im Hardtwald.

Die meisten Karlsruher entdecken die Grabkapelle während eines Spazierganges, wenn sie vom Schloss kommend einer der Alleen folgen, die sich in den Hardtwald erstrecken. Die Lerchenallee findet ihren Abschluss geradewegs am Fuße der Grabkapelle. Friedlich und abgelegen steht der monumentale neogotische Bau inmitten hoher Bäume.



Obwohl hier seit der Zerstörung der Weinbrennerschen Stadtkirche (Grablege ab 1830) am Ende des 2. Weltkrieges alle Angehörigen des badischen Hauses ihre letzte Ruhe gefunden haben, führt die Grabkapelle eher einen Dornröschenschlaf. Nur wenige Interessierte finden sich in den Sommermonaten ein, wenn es möglich ist, die Grabkapelle zu besichtigen und in die Gruft hinabzusteigen. Wer diese Gelegenheit jedoch nutzt, wird in Zukunft um einige Eindrücke reicher sein.

Als der Großherzog Friedrich I. am 25. Mai 1888 eine Einladung zur Teilnahme an einer engeren Konkurrenz für ein Mausoleum an namhafte Architekten verschickte, sahen seine Pläne nach dem frühen Tod seines jüngsten Sohnes Ludwig Wilhelm nur eine bescheidene frühgotische oder romanische Grabkapelle für die engste Familie vor. Die im Generallandesarchiv und Stadtarchiv Karlsruhe erhaltenen Entwürfe von Josef Durm, Adolf Williard und Franz Baer zeigen einen sehr unterschiedlichen Umgang mit diesen Vorgaben. Josef Durm schlägt einen gekuppelten Zentralbau, der die Größe eines Domes erreicht, vor. Adolf Williard entwirft einen kleineren in neoromanischer Formensprache. Der Erzbischöfliche Baudirektor Franz Baer aus Freiburg trifft mit seinem Entwurf die Vorstellungen des Großherzogs. Seine Pläne sehen eine bescheidene frühgotische Kapelle mit Krypta und einfachem Dachreiter vor. Da er durch zahlreiche Neubauprojekte und Restaurierungsmaßnahmen, u. a. am Freiburger und Konstanzer Münster, seine Fachkenntnisse und seinen originalgetreuen Umgang mit Kunst- und Detailformen unter Beweis gestellt hat, scheint er der Geeignete für dieses Projekt zu sein. Doch eine Erkrankung zwingt ihn im Juni 1890, kurz nach der Grundsteinlegung, die Arbeit niederzulegen. Eine für das heutige Aussehen der Grabkapelle entscheidende Situation, da noch kein Gesamtplan vorliegt, nach dem sich der Nachfolger hätte rich-

ten können. Mit dieser Aufgabe wird nun Hofbaudirektor Friedrich Hemberger, der schon zuvor für die Bauleitung und Ausführung verantwortlich war, betraut. Diese Berufung ist insofern verwunderlich, da ihm zuvor als Teilnehmer der Konkurrenz eine unverständliche Umgangsweise mit den Stilformen attestiert wurde. Mit ihm tritt auch sein Sohn Hermann Hemberger, der als junger an der Karlsruher Hochschule ausgebildeter Architekt beim Hofbauamt angestellt ist, in den Vordergrund der Baumaßnahme. Da er als „in der Gotik bewandert“ gilt, übernimmt er Zug um Zug die weitere Bauplanung und Durchführung. In Artikeln der Süddeutschen Bauzeitung und der Deutschen Bauzeitung aus dem Jahr 1897 wird die Planung und Ausgestaltung im Bauverlauf als sein eigenständiges Erstlingswerk gewürdigt und anerkannt.

Geschaffen hat er einen Bau, der auf den ersten Blick zwar gotisch anmutet, aber bei genauerem Betrachten unstimmig wirkt. Schon August Stürzenacker urteilt im VI. Teil der Badischen Bibliographien über Hermann Hembergers freie Interpretation mittelalterlicher Formgebung, die er durch französische Motive beeinflusst sieht: „... man kann sich indessen von dem Gefühl, daß der Erbauer sich weit von der strengen Auffassung mittelalterlicher deutschen Formgebung entfernt, nicht freimachen.“

Der Außenbau fällt durch seine auf Fernsicht kalkulierten Proportionen und seinen betont hohen Vierungsturm auf, der sich von der bescheidenen Grabkapelle mit Firstreiter weit entfernt hat.

Im Inneren überwölbt das Langhaus ein hölzernes Tonnengewölbe, dessen kunstvoll geformte Gurtbögen auf Sandsteinkonsolen ruhen, die von Labradorsäulen getragen werden. Auch die Vierung

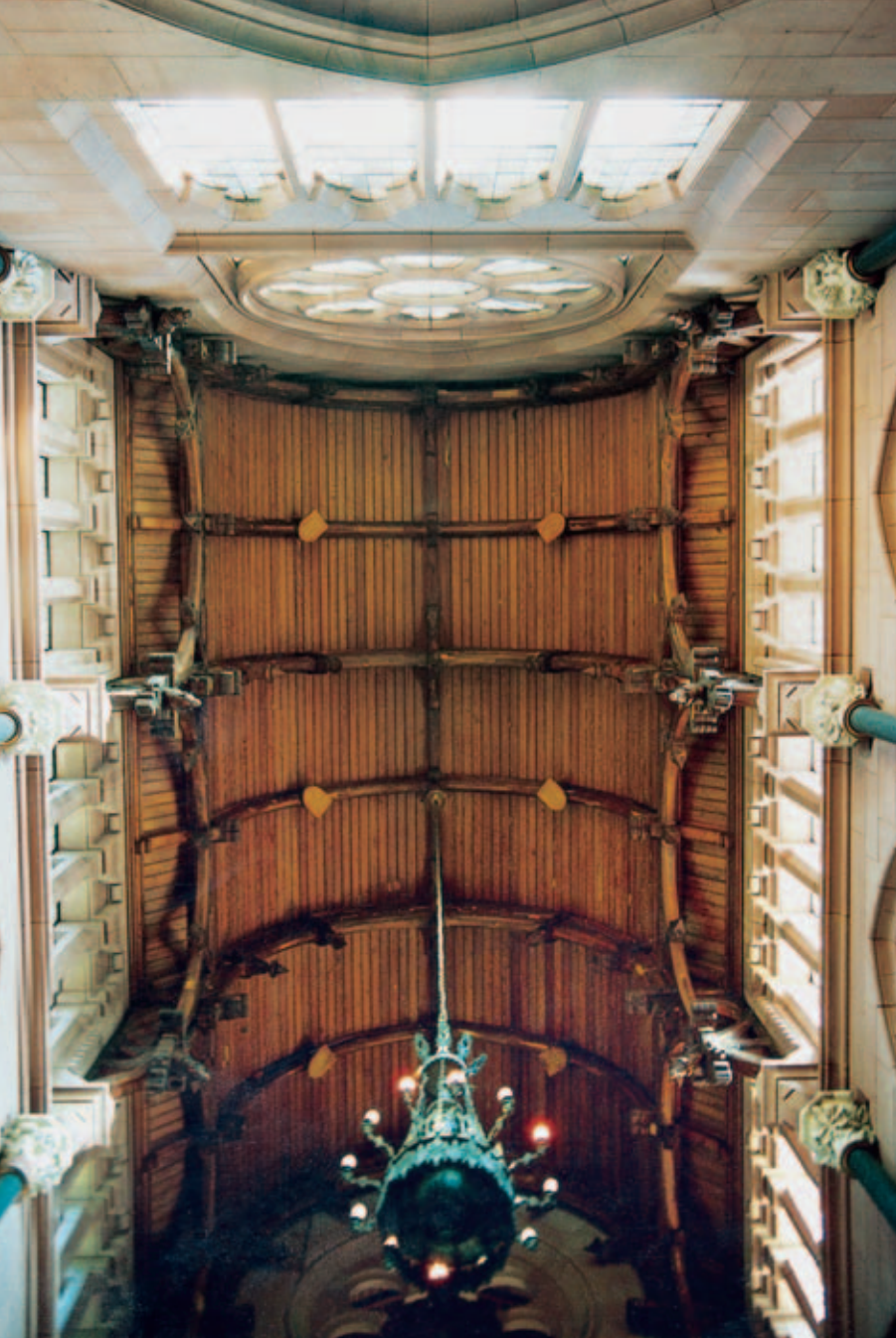


endet in einem hölzernen Klostergewölbe mit schildverzierten Graten. Überall begegnen uns Schmuckformen, wie Laubfrieße und Laubkapitelle, die in ihrer Ausführung vom mittelalterlichen Vorbild abweichen und in ihrer Gestaltung, sowie der häufigen Verwendung von Kastanien- und Ahornblättern, den nahenden Jugendstil erahnen

2 F. Hemberger. Fürstliche Grabkapelle im Groß-Fasanengarten. Hauptansicht, Aufriss.



3 Sarkophag des Prinzen Ludwig.



4 Das Tonnengewölbe des Langschiffs der Grabkapelle.

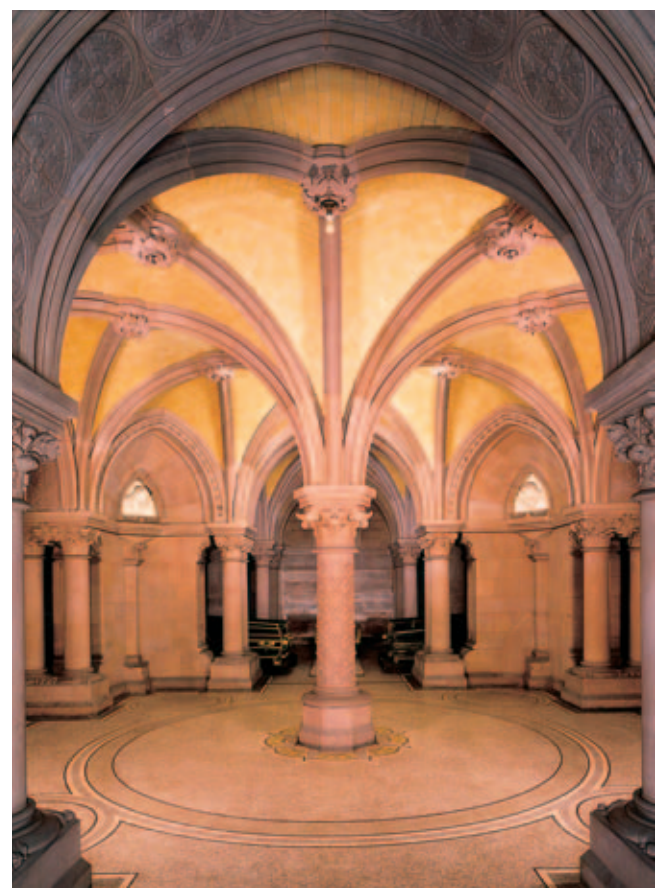
lassen. Das Gleiche gilt für die wenigen erhaltenen Fenster der Gruft, des Treppenturms und der Sarkistei. In ihnen tritt der Jugendstil mit den unterschiedlichen Gläsern, der Bleiverglasung, den groß geformten floralen Gebilden, die sich über die Gesamtfläche ausbreiten, offensichtlich zutage. In den Querschiffen finden wir die Sarkophage des Prinzen Ludwig, des Großherzogs Friedrich I. und seiner Gemahlin Großherzogin Luise von Preußen. Die qualitätvollen Bildhauerarbeiten greifen die mittelalterliche Grabmalform des Sarkophags mit Liegefigur auf und haben ihr direktes Vorbild im Grabmal Königin Luises im Charlottenburger Mausoleum von Christian Daniel Rauch. Die von Hermann Volz geschaffene lebensgroße Figur des Prinzen ruht im Militärmantel mit leicht geneigtem Kopf auf einem mit Kissen und Decken versehenen Sarkophag. In den gefalteten Händen hält er einen Rosenzweig und den Griff seines Degens. Sein porträtgetreues Antlitz zeigt ihn eher im Schlaf als in Totenstarre.

5 Die Krypta der Vierung der Grabkapelle.

Neben Volz, der als Professor für Bildhauerei an der Karlsruher Kunstakademie tätig war, wurde auch die Badische Kunstgewerbeschule in die Ausgestaltung verschiedener Details einbezogen. Sie bestimmte zur Ausführungszeit der Grabkapelle das künstlerische Geschehen in Karlsruhe und war mit dem badischen Hof durch die Stiftung der Kunstschule durch Friedrich I. im Jahr 1854 verbunden, aus der sie über die Landesgewerbebehörde 1867 hervorging. Sie lieferte Entwürfe für das schmiedeeiserne Grufttor und die Tür- und Portalbeschläge.

Die Einbindung verschiedenster badischer Künstler und Handwerker macht die Grabkapelle in ihrer sorgfältigen und kunstfertigen Ausführung zu einem Beispiel höchster handwerklicher Fähigkeiten ihrer Zeit.

Die Karlsruher Grabkapelle ist Zeugnis, wie aus unterschiedlichsten Einflüssen und Gedankenströmungen ein Gesamtkunstwerk entstehen kann. Hier mischen sich romantische Ideale, die sich z. B. in der leicht erhöhten bühnenhaften Lage am Ende einer Allee äußern, mit dem Gedanken, in einer Zeit politischer und gesellschaftlicher Umbrüche durch die Wahl des gotischen Baustils alte Werte und Traditionen zu beschwören. Darüber hinaus zeugt sie von einem Wandel in der Geisteshaltung und Kooperation unter den Konfessionen. Bisher wurde der Bau der St. Bernhardskirche am Durlacher Tor (Grundsteinlegung 1896), bei dem Großherzog Friedrich I. nicht nur das Grundstück zur Verfügung stellte, sondern auch Einfluss auf die Gestalt und Größe nahm, als „ausgestreckte Hand“ der Versöhnung gesehen. Wenn es ihm um das Zusammenrücken von Monarchie und Kirche ging und sich dies in dem Bau der St. Bernhardskirche



offenbart, muss man die Einbindung katholischer Architekten in die Planung und den Bau der Grabkapelle bereits im Jahr 1888 zur ersten frühen versöhnenden Geste erklären, die der Grabkapelle über ihre Gestaltung hinaus große Bedeutung zukommen lässt.

Literatur:

Badische Biographien, VI. Teil 1902–1911. Hg. von Krieger H., 1927, S. 421.

Deutsche Bauzeitung 31, 1897, S. 166.

Annegret Kalvelage: Die Großherzogliche Grabkapelle (1888–1896) in Karlsruhe. Magisterarbeit Karlsruhe 2002.

Clemens Rehm: Versöhnung in Stein. Die St. Bernhardskirche. In: Residenz im Kaiserreich. Karlsruhe um 1890. Hrsg. Generallandesarchiv Karlsruhe, 1990. Süddeutsche Bauzeitung 7, 1897, S. 79–80.

Quellen:

Generallandesarchiv Karlsruhe: Bestand Abt. 56 Generalintendanz der Civilliste. Pläne Teilbestand 424

Markgräfliches Archiv Schloss Salem: F/Fach 82; Generalintendanz der Großherzoglichen Civilliste. Specialia. Bau-Sache Karlsruhe, 1888–1895, Teil 1.

Stadtarchiv Karlsruhe: Plansammlung 8/PBSxv777–778; 788–789.

Annegret Kalvelage M. A.

Gebhardstraße 20

76137 Karlsruhe



6 Blick durch das Langhaus zum Chor der Grabkapelle.



„Einfache, aber sorgfältig erprobte Formen“ Die Grenadierkaserne in Karlsruhe: Neue Adresse der Denkmalpflege in Nordbaden

Nach dem 1991 erfolgten Abzug der französischen Armee aus der Grenadierkaserne im Karlsruher Westen nutzt das Land Baden-Württemberg die Möglichkeit, hier mietfrei Behörden unterzubringen und deren Raumnot zu lindern. Ämter, die auf mehrere Dienststellen in der Stadt verteilt waren, konnten hier zusammengeführt werden. Auch die Außenstelle des Landesdenkmalamtes in Karlsruhe bezieht hier nun ihr neues, frisch restauriertes Domizil. Der Umbau des großen Gebäudes an der Schmalseite des Kasernen-Karrees war 2002 begonnen worden. Die bisher in zwei Häusern untergebrachten Dienststellen der Baudenkmalpflege bzw. Mittelalterarchäologie und der Archäologie sind nun unter einem Dach vereint.

Clemens Kieser / Johannes Wilhelm

An der Moltkestraße ist in den letzten Jahren ein großes Behördenzentrum entstanden. Vergangenes Jahr konnte der Umbau des Eckgebäudes bei der Wache zur Kantine für Behördenmitarbeiter abgeschlossen werden, hier befand sich einst das Offizierskasino. Im ehemaligen Mannschaftsgebäude beim Haupttor erhielt die Landesbildstelle eine hochmoderne Unterbringung, die auch den durch die französischen Streitkräfte in den 1950er Jahren eingebauten Kinosaal nutzen kann. In den Nachbargebäuden sind die Dienststellen der Steu-

erfahnder sowie die beiden Polizeireviere Mühlburg und Karlsruhe-West zu finden sowie das Finanzgericht. Eines der Häuser wird demnächst die elektronische Datenverarbeitung der benachbarten Oberfinanzdirektion beherbergen.

Badische Kaserne von preußischem Geist

Die Karlsruher Grenadierkaserne wurde in den Jahren 1893 bis 1897 errichtet, sie war der Sitz des 1. Badischen Leib-Grenadier-Regiments. Nach



1 Die frühere Grenadierkaserne in Karlsruhe, neuer Sitz des Landesdenkmalamtes. Ansicht von der Blücherstraße, früher Franz-Lust-Straße.



dem Ende des Ersten Weltkriegs lag Karlsruhe in der vom Rhein aus 50 Kilometer breiten, entmilitarisierten Zone. Damals wurde das Kasernengelände zum Gewerbegebiet und beherbergte – wie auch heute wieder – zivile Behörden, unter anderen die Landespolizeischule.

In den Ersten Weltkrieg war das Regiment mit 3000 Soldaten nach Frankreich ausgezogen. Von den insgesamt 25 000 Männern des immer wieder verstärkten Regiments, das in den mörderischen Grabenschlachten um Verdun kämpfte, kehrten 3500 nicht mehr nach Hause zurück. Die Toten werden in dem erst 1937 erschienenen Buch „Ehrentafel des 1. Badischen Leib-Grenadier-Regiments Nr. 109 – Die Toten des Weltkrieges“ namentlich genannt. Während des Weltkriegs wurden in der Grenadierkaserne Soldaten für die Front in einem achtwöchigen Kurs ausgebildet. Kurz nach seiner Rückkehr wurde das Regiment 1919 aufgelöst.

Nach Besetzung der entmilitarisierten Zone durch die Reichswehr quartierte sich 1936 wieder das Infanterieregiment 109 in der Kaserne ein, nun nicht mehr unter kaiserlichem, sondern unter nationalsozialistischem Oberkommando. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurden die Militärgebäude für einige Jahre zur provisorischen Unterkunft für Heimatvertriebene. Erst 1952, nach Aufhebung der starren Militärzonenaufteilung, bezog die französische Armee die Grenadierkaserne und nannte sie „Quartier General Pagezy“, die bei Karlsruhern noch heute als „Franzosenkaserne“ bekannt ist. Mit dem Ende des Kalten Krieges ging das Kasernengelände 1990 schließlich in die Verwaltung des Bundesvermögensamtes über, das dann für den Verkauf an das Land Baden-Württemberg und die Stadt Karlsruhe sorgte. Die französischen Soldaten verließen die Kaserne 1991.

Immer wieder hoben Betrachter den „preußischen Gesamteindruck“ der Kasernenanlage her-

vor. Der Eindruck trügt nicht, denn der badische Großherzog hatte seine Truppen in der Militärkonvention von 1870 dem Königreich Preußen unterstellt. Der Großherzog führte nun lediglich als kommandierender General das XIV. Armeekorps. Die badischen Soldaten schworen mit der Gründung des deutschen Kaiserreiches fortan den Fahneid auf den Deutschen Kaiser und König von Preußen, doch erinnerten der badische Greif auf dem Helm, die Mützenkokarde und die Fahnen in den badischen Landesfarben an das vor dem deutsch-französischen Krieg noch selbständige badische Heer.

Doch aus der badischen Armee war schon bald nach der Reichsgründung eine in Ausbildung, Organisation und Selbstverständnis zutiefst preußische Streitmacht geworden. Alle militärischen Bürokrationen und Truppenteile wurden rasch und effektiv vom strengen Regiment der Berliner Militärorganisation durchdrungen.

Militarisierung Karlsruhes

Die Grenadierkaserne wurde 1893–1897 nach Plänen des Garnisons-Baubeamten Jannasch und der Bauleitung der königlichen Regierungs-Baumeister Buschenhagen und Kaiser errichtet. In Grund- und Aufriss folgten die Gebäude der Grenadierkaserne preußischen und österreichischen Vorbildern, wenngleich man in der Verwendung von rotem und gelbem Sandstein regionalen Traditionen Rechnung trug.

An die 1892 eröffnete und unmittelbar benachbarte Kadettenanstalt schloss der im folgenden Jahr begonnene Neubau der Leibgrenadierkaserne zeitlich und räumlich fast unmittelbar an. Das Grundstück der Kaserne ist etwa fünf Hektar groß, und die Gebäude gruppieren sich um einen großen zentralen Exerzierplatz. Die schweren Gebäude sind in rotem Sandstein gemauert und waren ursprünglich mit Schieferplatten und Holz-

2 Mannschaftsgebäude III vom zentralen Exerzierplatz aus gesehen, heute Landesdenkmalamt. Links vorne die ehemalige Waffenmeisterei, dahinter eines der drei ehemaligen Wirtschaftsgebäude.

3 Ansicht der Grenadierkaserne während des 1. Weltkriegs. Rechts der neue Sitz des Landesdenkmalamtes, das frühere Treppenhaus war bereits durch einen mächtigen Risalitbau ersetzt worden, der Platz für eine weitere Kompanie schuf. Links eines von drei Wirtschaftsgebäuden für Mannschaften und Unteroffiziere. Rechts ein Aborthäuschen für Mannschaften, es wurde wöchentlich leer gepumpt.



zement eingedeckt. Auf drei Seiten stehen sechs große Mannschaftsgebäude, die jeweils zwei Kompanien aufnehmen konnten. Zwischen den Mannschaftshäusern wurden drei Wirtschaftsgebäude mit Wasch- und Speisefunktion eingestellt. Stärker umgebaut wurde das große Exerziergebäude am Ostrand des Platzes, es fungiert seit 1932 als Autohalle. An der Nordostecke des Grundstücks befindet sich ein großes Kammergebäude. Wohnhäuser für verheiratete Unteroffiziere und die Offiziersmesse neben dem Wachgebäude an der Toreinfahrt schließen das Areal gegen Osten ab. Am westlichen Rand des großen Exerzierfeldes steht unweit des Gebäudes des Landesdenkmalamtes die 1913 errichtete, eingeschossige Waffenmeisterwerkstatt und Beschlagsschmiede.

Das neue Haus des Landesdenkmalamtes im Regierungsbezirk Nordbaden ist eines der zunächst etwa 250 Soldaten beherbergenden dreistöckigen Mannschaftsgebäude. Hier befanden sich jeweils 22 Schlafsäle, die mit einem Dutzend Soldaten belegt waren und zwei Säle für 20 Soldaten. Im Jahre 1918 kamen pro Mannschaftsgebäude noch einmal sechs Schlafsäle mit jeweils 20 Mann hinzu. Die Erweiterung wurde erreicht, indem man das dritte und mittlere Treppenhaus entfernte und durch einen Risalitbau ersetzte. Diese Baumaßnahme wurde an allen sechs baugleichen Mannschaftshäusern vorgenommen. Die Residenzstadt Karlsruhe war als Hauptstadt des Großherzogtums Baden um 1900 mit jeweils vier Regimentern und Kommandostäben sowie zahlreichen militärischen Ämtern und Verwaltungsbehörden der wichtigste Militärstandort. Die Anwesenheit Tausender von Soldaten, die alle versorgt und ausgestattet werden mussten, stellte für die Bevölkerung einen beträchtlichen Wirtschaftsfaktor dar. Nach dem Sieg über Frank-

reich im Krieg von 1870/71 und der Reichseinkriegung war das Ansehen der Mannschaften und des Offizierscorps enorm gestiegen.

Im Westen der Stadt wurden die zum Ende des 19. Jahrhunderts fertig gestellten großen Kasernenbauten zum Kristallisationspunkt der Stadterweiterung. Die wuchtigen Buntsandsteinmauern der Kadettenanstalt sowie der Dragoner- und Grenadierkaserne künden noch heute von der entschlossen vorangetriebenen Militarisierung der badischen Hauptstadt in den Jahrzehnten preußischen Kaisertums. Als bauliche Dokumente stehen sie für die beschleunigte Wandlung Karlsruhes von der kleinen Residenzstadt zur wirtschaftlich und militärisch mächtigen Großstadt. Als Sachgesamtheit ist die Kasernenanlage ein Kulturdenkmal aus baukünstlerischen, wissenschaftlichen und heimatgeschichtlichen Gründen. Neben den 16 erhaltenen Gebäuden und dem Gefallenendenkmal (1870/71) sind auch die Freiflächen und historischen Umfriedungsmauern Gegenstand des Denkmalschutzes.

Funktion und Hygiene

Besonders stolz waren die Erbauer auf die Fenster, deren Oberlichter leicht zu öffnen waren und somit eine gute Belüftung garantierten. Auch in den Türen waren bewegliche Lüftungskappen angebracht. Die meisten der auf Hygiene zielenden Eigenschaften des Gebäudes finden sich bereits in der 1889 herausgegebenen preußischen Garnisons-Gebäudeordnung zusammengefasst. Die Norm billigte jedem Soldaten 4,5 m² Fläche zu, wie auch einen Luftraum von 15–16 m³. Dies führte zu durchschnittlichen Raumhöhen von 3,5 m. Gute Luft und gutes Wasser in reichlicher Menge seien die ersten Bedürfnisse jeder Kaserne, so das Regulativ.



4 Kompaniegebäude und Wirtschaftsgebäude vor dem 1. Weltkrieg. Beim Kompaniegebäude sind die während der Kriegsjahre durch breite Risalitbauten ersetzten Treppenhäuser noch zu sehen.

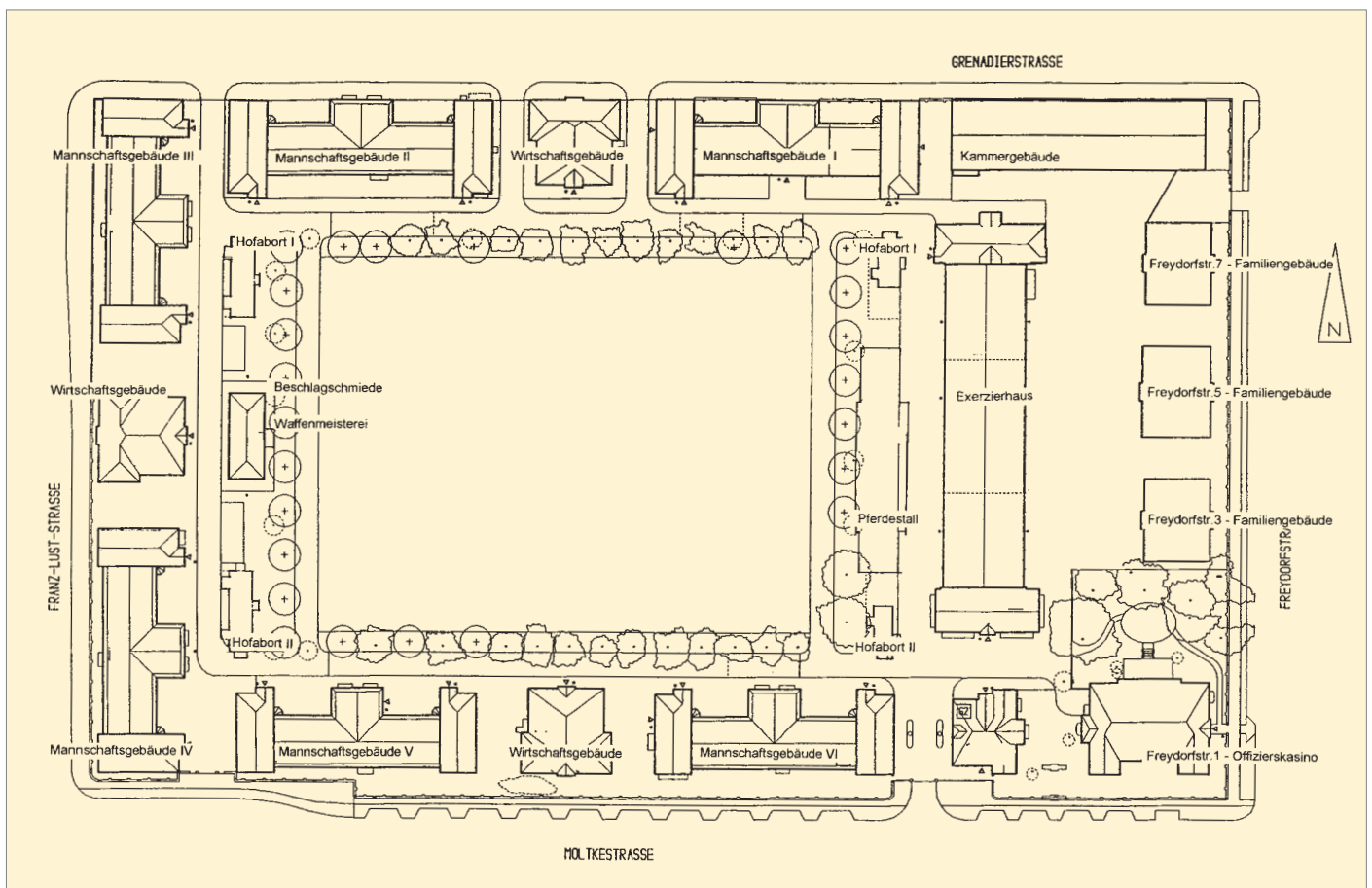
Charakteristisch für die neue Kaserne war die großzügige Neuanlage außerhalb der Innenstadt, sodass die dortigen Quartiere geräumt werden konnten. Die räumlich beengten Altbauten hatten in den Städten oft zu katastrophalen gesundheitlichen Verhältnissen geführt. Cholera, Typhus und Tuberkulose waren lange Zeit für militärische Massenquartiere kennzeichnend, der Krankheitsstand der Soldaten hatte lange Zeit den der normalen Bevölkerung übertroffen. In allen Verhandlungen um Kasernenneubauten standen deshalb insbesondere die Fragen der

Wasserversorgung und der Kanalisation an vorderer Stelle.

Norm kommt vor Form

In der preußischen Garnison-Gebäudeordnung von 1889 vereinigten sich alle bisherigen Bauvorschriften. Die Anforderungen an die Wahl des Standortes, die Lage, die Baulichkeiten, die Gebäudeanordnung, die Bautypen und besonders die Raumgrößen werden detailliert benannt, ohne jedoch ein verbindliches Schema für die äußere

5 Lageplan der Grenadierkaserne 1916–1932: Nicht mehr vorhanden sind heute die vier Abortgebäude, der Pferdestall und das Kammergebäude. Der Park des Offizierskasinos erhielt jüngst eine neue Wegeplanung. Neuer Sitz des Landesdenkmalamtes ist das Mannschaftsgebäude III.





6 Offizierskasino der Grenadierkaserne, seit 2002 moderne Behördenkantine (rechts). Dahinter Wachgebäude und Mannschaftsgebäude an der Moltkestraße.

7 Hauptwache an der Moltkestraße. Links Mannschaftsgebäude, heute Landesmedienzentrum.

Gestalt festzuschreiben. Es blieb also auch die Möglichkeit erhalten, regionale Bautraditionen bzw. Materialien in der Planung zu berücksichtigen. In Baden wurden bis in die 1930er Jahre kaum militärische Regelbauten erstellt, erst der massenhaft betriebene Kasernenbau unter nationalsozialistischer Leitung diktierte eine weit gehende formale Einheitlichkeit.

In der Bauvorschrift von 1889 finden sich also nur vage ästhetische Vorgaben zur architektonischen Formgebung. Sie sah lediglich vor, den Bauten „im Aeüßeren einen einfachen und ernsten Charakter zu geben“. Die militärische Funktion sei „durch einfache aber sorgfältig erprobte architektonische Formen“ zu signalisieren. In der Kaiserzeit konnten Kasernenbauten in Baden deshalb individuelle Erscheinungsbilder entwickeln, die nicht einer Form, sondern einer Baunorm verpflichtet waren.

Aus den hygienischen und baulichen Regularien ergab sich nun ein stark gesteigerter Raumverbrauch für die gesamte Anlage einer modernen Kaserne. Eine wichtige Eigenschaft von Kasernenanlagen des späten 19. Jahrhunderts ist ihre

Dezentralisierung, die eine räumliche Trennung der einzelnen Funktionen zum Ziel hatte. So waren Unterkünfte und Latrinen streng voneinander getrennt, auch Wasch-, Speise- und Küchenräume befanden sich in einem separaten Gebäude. Alle diese gesundheitlich geforderten Eigenschaften konnten in älteren innerstädtischen Quartieren nur selten verwirklicht werden. Statt einer Gemeinschaftsküche und einem Waschhaus für alle Mannschaften und Unteroffiziere war man bei der Grenadierkaserne in der Lage, die Funktionen Wohnen, Waschen, Essen und Abort auf drei separate Einzelgebäude zu verteilen. Dies verringerte die Gefahr von Epidemien sehr deutlich. Noch im beginnenden 19. Jahrhundert hatten sich die Soldaten unter beengten räumlichen Bedingungen noch selbst mit Nahrungsmitteln versorgen müssen.

Die Offiziere der Grenadierkaserne besaßen ein eigenes Kasino, sie hatten jedoch keine Wohnpflicht auf dem Kasernengelände und wohnten großteils in Privatunterkünften. Trotzdem musste ein Offizier je Kompanie in der Kaserne wohnen. Hier handelte es sich fast durchweg um junge Leutnante, nur selten lebten Hauptleute in der Kaserne. Durch die Anlage des großen Exerzierplatzes konnten militärische Übungen nun auch innerhalb der Kaserne durchgeführt werden, zudem grenzte unmittelbar im Nordwesten ein mehrere Hektar großes, heute bebautes Übungsfeld an. Die großzügige Anordnung der Anlage sollte für gute Belüftung der Gebäude sorgen, wodurch z. B. geschlossene Innenhöfe zu Gunsten des Korridorsystems vermieden wurden. In der Ausrichtung der Mannschaftssäle hielt man sich an die Vorgabe, für einen optimalen Lichteinfall der fast durchweg zu einer Gebäudefront ausgerichteten Mannschaftsräume zu sorgen.

In den vorspringenden Flügelbauten der Kompaniegebäude befanden sich Wohnungen für ledige Offiziere und Unteroffiziere, Ärzte und die Revierkrankstuben. Verheiratete Unteroffiziere wohnten in den drei Familienhäusern der Kaserne, die auch von der Straße aus zugänglich waren und den Komfort von internen Latrinen und Wasseranschlüssen boten.

Die Mannschaftsräume wurden mit eisernen Kaminen beheizt, in den übrigen Zimmern standen Kachelöfen. Bei Dunkelheit wurden die Mannschaftsgebäude mit Petroleumlampen erhellt. In den Kompanie- und Wirtschaftsgebäuden gab es damals noch keine Aborte. Vier eingeschossige Latrinengebäude befanden sich, jeweils etwa 10 Meter von den Mannschaftsgebäuden entfernt, bei den Eckpunkten des Exerzierplatzes. Sie wurden einmal pro Woche abgepumpt. Für nächtliche Bedürfnisse waren auf den Etagen der Kompaniegebäude jeweils zwei Pissoirnischen

eingebaut, die jedoch nur für Offiziere und Feldwebel vorgesehen waren.

Die drei Wirtschaftsgebäude, sie liegen zwischen den größeren Kompaniehäusern, beherbergten im Untergeschoss jeweils Mannschafts- und Unteroffiziersküchen und das Brausebad für die gemeinen Soldaten, darüber die Kantine für Nichtoffiziere. Zusätzlich konnte sich jedes Wirtschaftsgebäude, das Wachhaus, das Kammergebäude und die Wohnhäuser über jeweils 15 m tiefe Röhrenbrunnen mit Wasser versorgen.

Im Speisesaal des Unteroffizierskasinos hat sich ein großes Majolikabild erhalten, das 1938 nach Entwürfen von Gustav Heinkel in der Staatlichen Majolikamanufaktur in Karlsruhe hergestellt wurde. Der monumentale Wandschmuck ist etwa drei Meter hoch und zwei Meter breit und nimmt die Gründungslegende der Stadt Karlsruhe auf. Es zeigt den Markgrafen Karl Wilhelm von Baden-Durlach, der bei einer Jagdpause unter einem Baum im Hardtwald liegend von seiner zukünftigen Residenzstadt träumt. Der Künstler Gustav Heinkel hatte sich seit 1932 auf großformatige Baukeramik spezialisiert, mit dem Wandbild im Speisesaal wich er von der damals üblichen Verherrlichung deutschen Soldatentums ab.

Die Grenadierkaserne ist heute zu einem Behördenzentrum des Landes Baden-Württemberg geworden, das sich durch seine großzügige und klare Anlage mit dem begrünten ehemaligen Exerzierfeld auszeichnet. Nach den Gebäuden werden in den kommenden Jahren die Außenanlagen Gegenstand weiterer Planungen sein.

Verkehrstechnisch ist die Denkmalpflege nun näher an das Zentrum der Stadt Karlsruhe herangerückt. Die Straßenbahnhaltestelle befindet sich wenige Meter von dem neuen Haus entfernt, es



ist von Innenstadt und Hauptbahnhof schnell zu erreichen.

Einfügen statt Verändern

Die denkmalpflegerische Forderung nach dem Erhalt der Substanz wird von jeder Seite gerne getragen, geht es um den Bestand, den andere nutzen oder zu finanzieren haben. Denkmalpflegerische Begeisterung kommt dann auf den Prüfstand, wenn man die Realisierung dieser Grundsätze in eigener Sache zu bewerkstelligen hat. Die Außenstelle Karlsruhe des Landesdenkmalamtes stand bei der Planung ihres neuen Dienstortes ebenso vor diesem Problem wie das Landesdenkmalamt Stuttgart bei der Verlegung seines Standortes nach Esslingen.

Diese Aufgabe war umso schwieriger, da es sich bei dem zu übernehmenden Gebäude um ein Objekt handelt, welches in seiner Substanz weitgehend erhalten ist und das in seiner Grundauslegung sich eng an eine Bestimmung für eine Sonderfunktion hielt. Bei dem Mannschaftsgebäude Nr. 33 traf dies weitgehend zu, auch wenn der wechselhafte Lauf der Zeit diesem Gebäude erhebliche Narben zugefügt hatte. Bis zur Inbesitznahme durch die französische Armee erfuhr der Bau nur die Erweiterung um den nach Osten gerichteten Mittelrisalit, als im Jahre 1918 an Stelle des mittleren Treppenhauses sechs zusätzliche Mannschaftsräume angebaut wurden. In der französischen Zeit griff die Sondernutzung für die Ausgabestelle für Lebensmittel im Bereich des Erdgeschosses massiv ein, wo Wanddurchbrüche, Installationen und Fliesenbeläge den hygienischen Anforderungen gemäß ausgeführt

8 Die drei Wohnhäuser für verheiratete Offiziere und Unteroffiziere an der Freydorfstraße.



9 Denkmal bei der Wache für die Gefallenen des Krieges von 1870/71. Es wurde 1896 noch während der Bauzeit der Kaserne eingeweiht.



10 Bauzeitliches Fenster, um 1897.

wurden. Zusätzlich wurden die Holzböden teilweise mit Parkett und Auslegware überdeckt und die Mannschaftsräume erhielten Kunststofffenster mit zwischen den Glasscheiben eingezogenen Schmalsprossen.

Auf den Abzug der Franzosen im Jahre 1991 folgte zunächst der Leerstand, bis 1997 der Gebäudeblock als Ausweichunterkunft für Teile der Akademie für Bildende Künste behelfsmäßig umgebaut wurde. Diese letzte Nutzung hinterließ an dem Bau und insbesondere an den noch historischen, zum Teil aus der Bauzeit stammenden Türen, Fenstern und Böden erhebliche Zerstörungen. Dies geschah, da man im Falle einer endgültigen Sanierung für eine Behördeneinrichtung mit einer Totalauswechslung dieser Bauteile rechnete, wie dies bereits an den neu bezogenen Gebäudeblöcken der Anlage ausgeführt wurde.

Mit der Planung, einen der noch nicht belegten Blöcke als Sitz für die Außenstelle des Landesdenkmalamtes zu nehmen, begann man bereits 1997. Erst die Aufstellung der Nutzungskonzeption, die einem Genehmigungsverfahren vorausgeht, erbrachte dann die Entscheidung, das Gebäude Nr. 33 an der Nord-West-Ecke des Geländes dafür vorzusehen. Die konkrete Planung wurde im Jahr 2000 in Gang gesetzt.

Grundlage hierfür war die Gliederung der Abläufe innerhalb der Behörde. So sollten die Bereiche der Archäologischen Denkmalpflege mit den zugehörigen Depoträumen und den Werkstätten ebenso kompakt zusammengelegt werden wie die Bereiche der Bau- und Kunstdenkmalpflege sowie der Inventarisierung und Dokumentation. Als Problem stellte sich die Unterbringung der

11 Zur statisch notwendigen Verstärkung geöffnete Holzdecken im künftigen Bibliotheksaal mit historischen Eisenstützen.



umfangreichen Registratur und der Bibliothek, die mit den notwendigen Deckenlasten auf keiner der drei Geschossebenen unterzubringen war. Eine Deckenverstärkung, welche die notwendigen drei- bis vierfachen Lasten aufzunehmen vermochte, war daher unerlässlich.

Die nun zur Ausführung gekommene Gliederung weist der Archäologie das Erdgeschoss und die Kellergewölbe zu. Die Werkstätten gruppieren sich auf diesen Geschossen im südlichen Flügelbereich, wobei sie ebenfalls beide Ebenen nutzen. Zugeordnet zu den Räumen der Archäologie ist ein Besprechungsraum mit 34 Quadratmetern. Im ersten Obergeschoss liegt der Bereich der Verwaltung und der Bau- und Kunstdenkmalpflege mit der zugehörigen Plansammlung, dem Fotoarchiv und der Sammlung der Befunduntersuchungen. Da dieser Bereich auch den umfangreichsten Publikumsverkehr aufweist ist hier die Pforte/Anmeldung angesiedelt, die zugleich die Zentrale für Post und Telefon stellt. Angegliedert sind in den südlichen Räumen der allgemeine Schreibdienst und die Räume der Verwaltung für Personal- und Zuschusswesen. Einer der großen Mannschaftsräume mit 46 m² dient als großer Besprechungsraum, der durch seine Ausstattung mit moderner Medientechnik auch als kleinerer Vortragsraum für Seminarveranstaltungen verwendet werden kann. Da die asymmetrische Fensterstellung in den straßenseitigen Mannschaftsräumen eine Aufteilung derselben nur mit erheblichen Beeinträchtigungen für die Raumwirkung hätte ausführen lassen, wurde hier auf eine Zergliederung verzichtet. Allerdings müssen die Kollegen dort in Kauf nehmen, dass sie Teilbereiche der Archive, welche sie dann auch zu betreuen haben, mit in ihre überdimensionierten Büroräume eingliedern müssen. Die Mannschaftsräume des Anbaus gegen den Hof wurden – soweit dies nicht schon durch frühere Umbauten geschehen war – geteilt, um Einzelbüros zu schaffen.

In der dritten Ebene wurden die kleineren Räume wie bei den unteren Geschossen für die Arbeitsplätze der Inventarisierung genutzt. Die hier befindlichen beiden großen Mannschaftsräume, welche den Umfang von zwei normalen besitzen und die zeittypischen Gussäulen aufweisen, wurden für die Funktion der gemeinsamen Bibliothek und der allgemeinen Registratur eingerichtet. Um die notwendigen Flächen zu erstellen, wurden die jeweils benachbarten Mannschaftsräume mit Durchgängen angeschlossen. In diesen Bereichen erfolgte auch der Eingriff der Deckenverstärkung, wobei die Unterzüge in ihrer Dimension aufgerüstet wurden und mit einer Trapezblechauflage die Flächenversteifung gewährleisten. Die ursprünglichen Balkenlagen konnten hier beibehalten werden, die Deckenfüllungen wie auch die Sta-

ketenlagen fielen diesem Eingriff jedoch zum Opfer. Insgesamt gewährleistet diese Organisation eine personalgünstige Betreuung der Bestände, welche bei einer Aufteilung in Einzelarchive nicht so durchführbar wäre.

Die vierte Ebene beinhaltet in den Flügelbereichen Archivräume wie z. B. die Mustersammlung. Im nördlichen Flügelbau befindet sich mit dem Atelierraum, der Dunkelkammer und dem klimatisierten Negativarchiv der Arbeitsbereich des Amtsfotografen, im südlichen Flügelbau eine Teeküche mit angeschlossenem Sozialraum. Im dazwischen liegenden Dachraum des Gebäudes sind der Raum für die Haustechnik der Werkstattbereiche und der Raum für die notwendige Ausstattung der EDV-Anlage eingerichtet, welcher ebenfalls mit den erforderlichen klimatechnischen Ausrüstungen zu versehen war. Die ehemalige Kammer zur Trocknung der Kleider blieb quasi als Museumsraum der ehemaligen militärischen Nutzung bestehen.

Um eine handhabbare Abwicklung des Akten- und Materialverkehrs zu gewährleisten und um die baurechtlich erforderliche barrierefreie Zugänglichkeit des Gebäudes zu erreichen, war es unerlässlich, eine Aufzuanlage in das Gebäude einzubauen. Diese wurde im südlichen Flügel realisiert, was zu nicht unerheblichen Eingriffen im Grundrissbild führte, welche sich aber für den heutigen Besucher als untergeordnet darstellen. Ablesbar ist dieser Eingriff an der Südfassade, wo in einer nach unten verlängerten Fensterachse ein neuer Eingang für die Anlieferung schwerer Lasten eingerichtet wurde, der zugleich auch als Behinderteneingang dient.

Insgesamt wurde so die Einrichtung der Außenstelle weitgehend durch Einfügung ausgeführt. Im Unterschied zu den Umnutzungen der anderen Gebäudeblöcke des Areals wurde darauf Wert gelegt, möglichst alle erhaltbaren Bauteile mit in den sanierten Zustand zu übernehmen. Durch Verzicht auf eine Isolier- bzw. Doppelverglasung in den Bereichen der Flure und der Treppenhäuser konnten hier die historischen Fenster instand gesetzt werden, sodass sich in diesen Räumen das ursprüngliche Erscheinungsbild fortzuschreiben ließ. Die Türen wurden – soweit vorhanden und soweit möglich – instand gesetzt. Mit ihrer charakteristischen Teilung der Füllungen und der Türstöcke prägen sie entscheidend das Erscheinungsbild. Neue Türen wurden ohne Teilung ausgeführt, nur die Dimension der Türstöcke mit ihren für die heutige Zeit überbreiten Rahmen gleicht sich ihren Vorbildern an. In den Treppenhäusern verblieben die originalen Geländer. Auch die Stufen wurden nur dort, wo es aus Sicherheitsgründen erforderlich war, ausgebessert. Die Gewehrnischen in den Fluren wurden wie vorgefunden beibehalten und sollen künftig die Gelegenheit bieten, mit Ausstellungsstücken und Dokumentationen die Arbeit der Dienststelle zu veranschaulichen. In den Fluren verblieben die geriffelten Steinzeugfliesen der Dreißiger Jahre, deren Störungen durch Fließen, welche an anderen Stellen ausgebaut werden konnten, ergänzt wurden. Die zugehörigen Sockelfliesen, die in der gekehlten Form nicht mehr erhältlich waren, wurden durch Stuck ausgebessert und ergänzt. Die Holzböden wurden, wo es möglich war, freigelegt. In den Räumen, die neue Böden forder-



12 Konsolstein mit zur Deckenverstärkung eingehängtem Unterzug, verkleidet wegen Brandschutz.



13 Erdgeschossflur mit begonnener Deckenabhängung.

14 Beheizbarer Raum zur Uniformtrocknung im 3. Obergeschoss. Dieser konnte unverändert belassen werden.

ten, wurde eine schlichte, farblich abgestimmte Auslegware verwendet. Die hölzerne Sockelleiste zieht sich nun vereinheitlichend durch alle Arbeits- und Archivräume.

Die Ausstattungsteile, die aus betrieblichen Gründen erforderlich waren, wurden in ihrer Gestaltung so zurückhaltend wie möglich gehalten. In den Arbeitsräumen sorgen abgehängte Leuchten für die nach den Arbeitsstättenrichtlinien notwendige Illuminierung. In den Fluren und Treppenhäusern sind einfache abgehängte Kugelleuchten angebracht, die analog zu einer der ersten elektrischen Ausstattungen stehen. In den Sanitärräumen, die an neuer Stelle in den Flügelbereichen untergebracht wurden, galt solide Zweckmäßigkeit als Leitfaden der Gestaltung. Dies gilt auch für die unerlässlichen Brandschutzmaßnahmen, die eine Abtrennung der Treppenhäuser sowie eine Unterteilung der für die zulässigen Fluchtwege zu langen Flure verlangte. Bestand haben jedoch die Vorkehrungen der Rauchabzugsöffnungen in den Treppenhäusern, die durch eine über Hebel und Gestänge von allen Geschossen zu bedienende Öffnung der oberen Fensterflügel ermöglichen und damit den Aufwand einer neuen Rauchabzugsanlage ersparten. Die Einrichtung der Außenstelle wird durch die Ausführung durch die weitgehende Substanzerhaltung geprägt, welche die Denkmalpflege des Landes auch für andere Umnutzungsmaßnahmen empfiehlt. Dem hier vorgestellten Konzept soll ein Bericht folgen, der nach dem endgültigen Einrichten des neuen Standortes auch die praktischen Erfahrungen mit der Renovierungsmaßnahme aus der Sicht der Nutzer vorstellt.

Literatur:

- R. Baumeister (Hrsg.): Hygienischer Führer durch die Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe. (Festschrift XXII. Versammlung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege.) Karlsruhe 1897.
- Ludwig von Freydorf: Das 1. Bad. Leib-Grenadier-Regiment 109 im Weltkrieg 1914–1918. Karlsruhe 1928.
- Kurt Hochstuhl: Karlsruhe als preußische Garnison. In: Residenz im Kaiserreich. Karlsruhe um 1890. (Hrsg. Generallandesarchiv Karlsruhe) Karlsruhe 1990, S. 36–42.
- Rudolf Krafft: Kasernen-Elend – Offene Kritik der Verhältnisse unserer Unteroffiziere und Soldaten. Stuttgart 1895.
- Stephan Kaiser: Das deutsche Militärbauwesen. Untersuchung zur Kasernierung deutscher Armeen vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zum 2. Weltkrieg. (Univ. Diss.) Lahnstein 1994.
- Holger Reimers/Hannes Eckert (Hrsg.): Karlsruhe – Grenadierkaserne. Baugeschichte und Baubestand. (Universität Karlsruhe, Aufbaustudium Altbauinstandsetzung, Sammlung Studentischer Studienarbeiten des WS 1999/2000, Privatdruck).
- Dieter Zeigert: Militärbauten in Thüringen. Studien zu Kasernenanlagen in Mitteldeutschland seit der Verabschiedung des Deutschen Bundes 1821. (Arbeitshefte des Thüringischen Landesamtes für Denkmalpflege 1/1998) Bad Homburg und Leipzig 1997.

Dr. Clemens Kieser / Dr. Johannes Wilhelm
LDA · Außenstelle Karlsruhe
Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe

„Kein Strom oder Fluss hat mehrere Arme nöthig“

Denkmale zum Gedenken an Johann Gottfried Tulla, den „Bändiger des wilden Rheins“

Im frühen 19. Jahrhundert begann bei Karlsruhe die Zähmung des Rheinstroms. Das Jahrhundertprojekt veränderte in mehreren Jahrzehnten nicht nur die urwüchsige Flusslandschaft, sondern auch die Lebensgrundlagen der Menschen, der Flora und Fauna. Geistiger Vater der damals so genannten „Rectification“ war Johann Gottfried Tulla. Zwei Denkmale künden am badischen Rheinufer von seiner Lebensleistung.

Clemens Kieser

Unspektakulär präsentiert sich der Erinnerungstein am Knielinger Rheinufer. Ein Meisterwerk der Bildhauerkunst ist er nicht, geradezu ungeschlachtet erscheint die Stele, doch dient gerade die raue Gestalt dem Erinnerungszweck besonders gut. In die Schauseite des großen, im Rheinwasser über die Jahrhunderte geschliffenen Geröllblocks ist lediglich ein Feld eingetieft worden, das glatte Fläche genug für die eingemeißelte Inschrift bietet:

„Dem großh. badischen Oberst I. G. Tulla dem verdienstvollen Gründer der zum großen Nutzen der Uferbewohner unter der segensreichen Regierung des Großherzogs Carl Friedrich unter-

nommenen Rhein Rectification zum ehrenden Andenken von Markgraf Max von Baden 1853.“ Der Stifter des Denkmals (Markgraf Maximilian von Baden, 1796–1882) war als Gutsbesitzer des nahen Gutes Maxau ein dankbarer Nutznießer des Tullaschen Werkes, denn ohne die Rheinbegradigung hätte es diesen Hof wohl nie gegeben. Nach dem 1817 erfolgten ersten Durchstich der Knielinger Flussmäander erwarb der adelige Herr 1835 die Rheininsel „Abtsgründel“, die zwischen neuem Rhein und Altrheinarm entstanden war. Der verdienstvolle und erfahrene Offizier befand sich bereits im Range eines Generals, als er am Rheinufer begann, Pferdezüchtung und Obstbau zu



1 Gedenkstein für den badischen Oberst Johann Gottfried Tulla am Rheinufer beim Karlsruher Ortsteil Knielingen, 1853.



2 Rheinufer bei Karlsruhe-Knielingen mit dem Hain der Gedächtnisstätte für Johann Gottfried Tulla.

betreiben. Als Wohltäter der Armen wurde er später zum Ehrenbürger der Gemeinde Knielingen ernannt.

Der hier geehrte Johann Gottfried Tulla wurde 1770 als Sohn eines Karlsruher Pfarrers geboren. Er erwies sich auf dem Lyzeum als mathematisch hoch begabter Schüler und genoss bald die Förderung des badischen Markgrafen Karl Friedrich. Nach Unterweisung durch unterschiedliche Lehrer als Landvermesser wurde er nach Holland geschickt, um dort die innovativen Wasserbautech-

niken zu studieren. Für ein Jahr war er dann markgräflicher Stipendiat an der damals weltbekannten Freiburger Bergakademie in Sachsen. Als nunmehr vielseitig gebildeter Geometer erhielt er im Jahre 1797 eine dürftig bezahlte, aber feste Anstellung als Ingenieur. Die heute etwas unübersichtliche anmutende Ausbildung Tullas schuldet sich dem Umstand, dass damals noch keine höheren technischen Lehranstalten existierten. Seine eigenen Erfahrungen ließen ihn deshalb 1825 zum Mitbegründer der Technischen Hochschule Karlsruhe werden, der ersten in Deutschland. Natürlich diente die Neugründung auch als Kaderschmiede für das Jahrhundertprojekt Rheinbegradigung. 1817 begannen bei Knielingen, heute ein Stadtteil Karlsruhes, die Arbeiten am Rheinstrom. Die vorgenommenen Mäanderdurchstiche führten unmittelbar zu geräumigen Landschafts- und Eigentumsverschiebungen, die eine schwere Belastung für die Land- und Forstwirtschaft Knielingens darstellten. Die damals verhältnismäßig wohlhabende Gemeinde wehrte sich jedoch hartnäckig und bald auch handgreiflich gegen die anrückenden Bauarbeiter. Die nötigen Holzfällarbeiten konnten nur noch unter dem Schutz von 25 Gendarmen fortgesetzt werden, für deren Besoldung die Knielinger Gemeinde auf großherzoglichen Befehl aufkommen musste. Selbst Bau-

3 Karte des Rheindurchstiches, 1822 gedruckt und 1824/25 mit Nachträgen versehen. Links unterhalb des rot gezeichneten neuen Stromverlaufs liegt das alte Dorf Knielingen, heute ein Karlsruher Stadtteil. Vor der Begradigung waren viele Äcker und Weiden nur mit dem Boot zu erreichen. Vor Beginn der Aushubarbeiten mussten viele Menschen weiter in das Landesinnere umgesiedelt werden.



meister Tulla wagte sich damals nur bewaffnet an die Baustellen heran.

Angesichts der Regressforderungen und den verlockenden neuen Verdienstmöglichkeiten löste sich jedoch der Knielinger Widerstand rasch auf. So waren im Herbst 1817 bei Knielingen bereits über 800 Arbeiter beschäftigt. Auf das Erwerbsleben im Dorf hatte der Rheindurchstich unmittelbare Auswirkungen, denn die wertvollen Goldgründe auf linksrheinischer Seite wurden schlicht unter Wasser gesetzt. Die bald stark beschleunigte Strömung des Rheins versetzte den traditionell ausgeübten Gewerben des Fischfangs und der Goldwäscherei den Todesstoß. Die Fischbestände verringerten sich dramatisch, und die Goldausbeute konnte bald niemanden mehr ernähren. Für das verlorene linksrheinische Gebiet, das nunmehr zum Königreich Bayern gehörte, wurden die Knielinger mit dem Gewinn „Hörnlesgrund“ abgefunden.

Für die Sicherheit Knielingens erwies sich die Rheinbegradigung mit dem Dammbau langfristig jedoch als Segen, hatten doch verheerende Überschwemmungen immer wieder ganze Ernten vernichtet, wie 1770 in besonders dramatischer Weise. Nicht nur der Schifffahrtsweg hatte sich zunehmend verkürzt, durch die erhöhte Fließgeschwindigkeit vertiefte und stabilisierte sich auch das Flussbett. Leidige Grenzfragen mit der Pfalz gehörten bald der Vergangenheit an. Als gesundheitliche Wohltat für die Untertanen erwies sich die Trockenlegung der mückenverseuchten Sumpfbereiche, wodurch die Fiebererkrankungen abnahmen. Bisher nur schlecht nutzbare Flussauen wandelten sich zu wertvollen Agrarflächen.

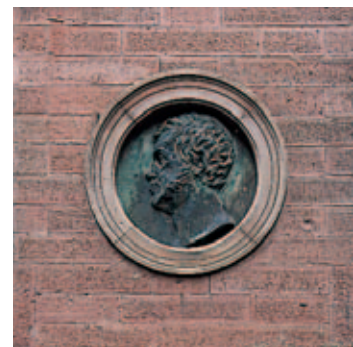
Als der zeitlebens kränkliche Johann Gottfried Tulla 1828 im Alter von 58 Jahren verstarb, war der Rhein von Neuburg bis nach Dettenheim begradigt. Dieser erste Abschnitt eines ungeheuren Projekts konnte 1817 durch einen Staatsvertrag mit dem benachbarten Königreich Bayern begonnen werden. 1821 wurden mit Frankreich Probedurchstiche bei Plittersdorf und Kehl vereinbart, aber erst 1840 ermöglichte ein Abkommen Badens mit Frankreich den Beginn der umfangreichen Arbeiten in der Rheinebene. Es sollte noch über ein halbes Jahrhundert vergehen, bis die gesamte Strecke zwischen Basel und Worms bewältigt war. Oberst Tulla erkrankte bereits 1826 schwer und starb 1828 in Paris, wo er auf dem Friedhof Montmartre begraben wurde. Hier ist noch heute sein Grabstein zu besichtigen.

Erst 1874 sollte in sieben Monaten Bauzeit nach Plänen des Architekten Theodor Armbruster ein weiteres Tulla-Denkmal erschaffen werden, das im Beisein des Großherzogs Friedrich feierlich eingeweiht wurde. Der Tullaturm auf dem Schloss-



berg in Breisach verkündet heute als zentrales Denkmal der badischen Städte und Gemeinden mit einigem Pathos deren Dankbarkeit gegenüber dem damals gepriesenen „Bändiger des wilden Rheins“, dessen Antlitz antikisierend als großes Bronzemedallion über dem Portal zu sehen ist. Seit 1867 hatte ein eigenes Komitee Spenden gesammelt, auch der badische Großherzog opferte damals höchstpersönlich 500 Gulden aus seiner Privatschatulle. Hier sollte das 1817 in Knielingen bei Karlsruhe begonnene Großprojekt seinen symbolischen Abschluss finden. In seinen vaterländischen Formen beschwört der 17 Meter hohe Turm die große gemeinsame Kraftanstrengung der Rheinbegradigung und erinnert in nationalem Pathos an den hier noch bis 1782 stehenden mittelalterlichen Burgturm. Von der Aussichtsplattform bietet sich ein grandioser Blick über die Rheinlandschaft.

Tullas Lebenswerk ist die auch in europäischem Maßstab monumentale Begradigung des Rheins. Heute betrachtet man diese radikale Baumaßnahme aus der Distanz inzwischen gesammelter



4 Tulla-Turm in Breisach am Rhein, 1874 durch Großherzog Friedrich von Baden feierlich eingeweiht. An dieser Stelle befand sich bis 1782 der alte Burgturm.

5 Über dem Portal des Gedenkturms: Bronze-relief des Johann Gottfried Tulla, des „Bändigers des wilden Rheins“.

Erfahrungen wesentlich nüchterner. Denn der immer strenger korsettierte Flusslauf brachte immer schlimmere Überschwemmungen für weiter flussabwärts lebende Anrainer, was wiederum stetige Erhöhungen der Hochwasserdämme erforderlich machte. Hier hat schon seit vielen Jahren ein Umdenken eingesetzt, und es entstanden ausgedehnte Überschwemmungsflächen. Zu Tullas Lebzeiten sah vor allem der Staat Preußen mit einer gewissen Hellsicht die künftigen Katastrophen heraufdämmern. So hatte man 1826 zunächst der Fortsetzung der badisch-bayerischen Baumaßnahmen widersprochen, da mit einigem Recht am Unterrhein Hochwasser und gesteigerte Geröllablagerung befürchtet wurden.

Die beiden Tulla-Denkmal in Knielingen und Breisach können heute nicht mehr lediglich als Monumente zum Gedenken an einen fürsten-

treuen Helden des Ingenieurbaus und eines kühn ins Werk gesetzten Wasserbauprojektes gelten. Sie versinnbildlichen in moderner Sicht gleichfalls die durchlittenen wirtschaftlichen Drangsale der Bewohner am Rheinufer, die Umwandlung ihrer Lebenswelt und die Zerstörung einer Urlandschaft. Alle Errungenschaften der Korsettierung wurden durch ein Verschwinden der Auwälder und der Verarmung von Flora und Fauna erkaufte. Die damals positiv gefasste Bedeutung des Wortes „Rectification“ als „Berichtigung“ besitzt heute einen negativen Unterton.

Dr. Clemens Kieser

LDA · Inventarisierung und Dokumentation

Moltkestraße 74

76133 Karlsruhe

Baden-Baden, Vorort der Civitas Aquae Aureliae Brennpunkt „Soldatenbäder“ – ein neu gestaltetes museales Kleinod für die Kur- und Bäderstadt

Aquae, das antike Baden-Baden, gehörte zu den blühendsten Siedlungen im rechtsrheinischen Gebiet der Provinz Obergermanien (Germania superior). Die römische Stadt entwickelte sich im Umkreis der heilkräftigen Thermalquellen, die dem Gemeinwesen wirtschaftliche Blüte und besonderes Ansehen verliehen. Zahlreiche Funde, vor allem die eindrucksvollen Ruinen römischer Badeanlagen, die in der Altstadt ergraben wurden, bezeugen die herausragende Stellung des römischen Aquae. Wahrscheinlich wurden die Thermalquellen bereits in vorrömischer Zeit genutzt. Bis heute jedenfalls haben sie ihre große Bedeutung für die Kurgäste Baden-Badens nicht verloren. Die römische Siedlung erstreckte sich, wie auch der Kernbereich der heutigen Stadt, nördlich der Oos, zwischen „Battert“ und „Staufenberg“ im Norden sowie „Fremersberg“ und „Iberst“ im Süden. Charakteristisch für die Anlage der römischen wie auch der modernen Stadt sind die Hangterrassen, die sich besonders gut im Bereich der Stiftskirche und der Kurbäder nachvollziehen lassen. Im Süden, zwischen der Sophien-, Stefanien- und Rettigstraße prägt das Plateau des „Rettig“ die Landschaft, das nicht nur für die römische Besetzung, sondern auch für die nachfolgende „stadtartige Siedlung“ (vicus), den Vorort der Civitas Aquensis Aureliae, von größter Bedeutung war.

Petra Mayer-Reppert / Britta Rabold

Forschungsgeschichte und Entwicklung der Denkmalpflege in Baden-Baden

Die Beschäftigung mit der römischen Vergangenheit Baden-Badens setzte bereits in der Zeit des

Humanismus ein, vor allem inspiriert durch die zahlreichen Inschriftensteine. Ein wichtiger Markstein war das Jahr 1804, als die Antiquitäten- oder Altertumshalle, das so genannte „Museum Paleotechnikum“, ein Hallenbau nach den Plänen



1 Die Altstadt von Baden-Baden zwischen „Battert“ und „Mercur“.



2 Das Museum Paleotechnikum nach Plänen von Friedrich Weinbrenner 1804, Stahlstich von Carl Ludwig Frommel 1843.

Friedrich Weinbrenners, auf dem Gelände des „alten Dampfbades“, nordöstlich der Stiftskirche, errichtet wurde. Damit war die Basis einer frühen wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der römischen Geschichte Baden-Badens geschaffen.

Doch bereits nach nur 42 Jahren musste die Antiquitätenhalle dem Neubau eines Dampfbades (das jetzige „alte Dampfbad“) weichen. Bei ihrem Abriss kamen erstmals zusammenhängende Teile der römischen Thermenanlagen zum Vorschein. Der 1843 gegründete „Altertumsverein für das Großherzogtum Baden“ unterstützte die nachfolgenden Ausgrabungen maßgeblich. Bedauerli-

cherweise löste sich der Verein nach kurzer Blüte wieder auf. Die Baden-Badener Fundbestände gelangten in die „Großherzogliche Sammlung vaterländischer Alterthümer“ nach Karlsruhe.

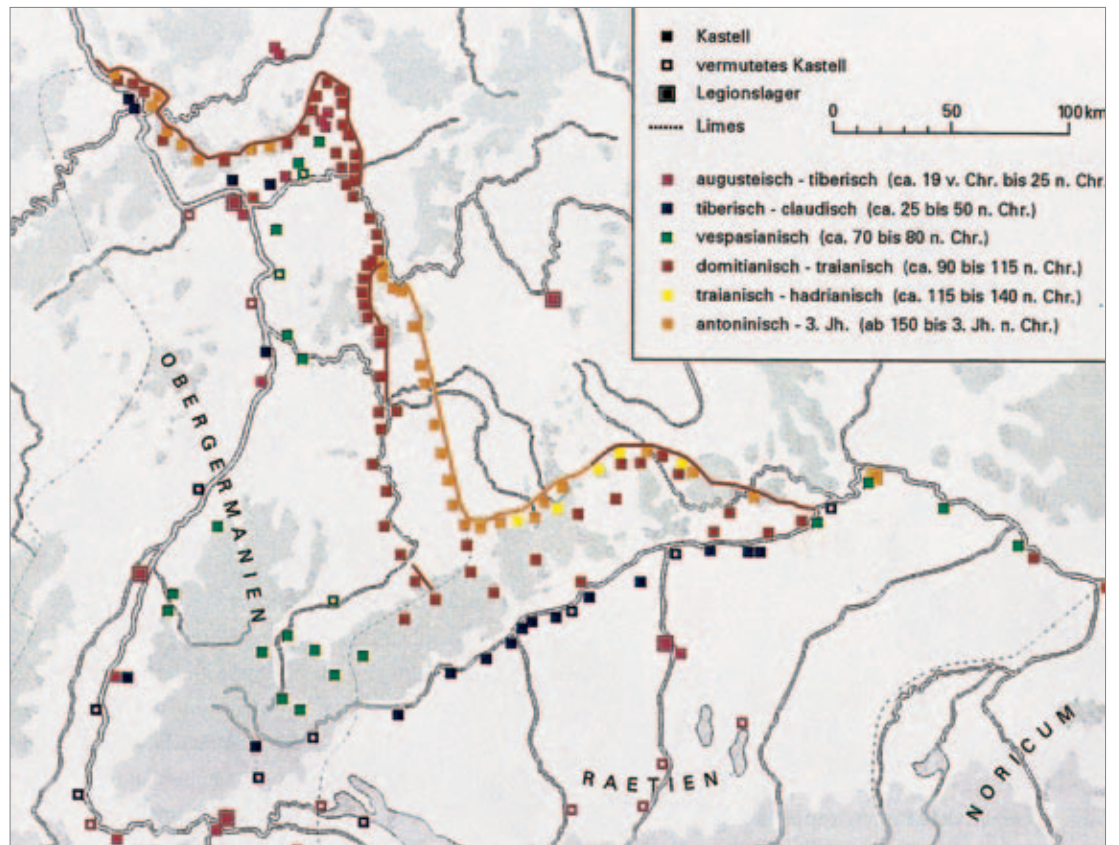
Erst Ende des 19. Jahrhunderts wurden wieder umfangreichere Baubeobachtungen und Fundbergungen auf Initiative von Stadtrat und Druckereibesitzer Stanislaus Kah (16. 7. 1842–4. 9. 1922) vorgenommen. Nach Kahs Tod folgten überwiegend nur kleinräumige Notbergungen.

Besonders in den 60er und 70er Jahren des 20. Jahrhunderts erreichte die unbeobachtete Zerstörung archäologischer Substanz leider große Ausmaße.

Seit den 1980er Jahren jedoch gehört Baden-Baden zu den Schwerpunkten der archäologischen Denkmalpflege. Dadurch waren unter anderem die mehrjährigen Ausgrabungen auf dem „Rettig“ möglich. Hier wurde die bisher größte zusammenhängende Fläche innerhalb der antiken Siedlung ausgegraben, ausgelöst durch konkrete Bebauungsabsichten im Jahre 1991. Im Verlauf dieser Grabungen wurden unter anderem tatsächlich Reste der Innenbebauung des so lange gesuchten Kastells entdeckt.

Die römische Okkupation und das Kastell auf dem „Rettig“

Bereits Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. hatte Caius Iulius Caesar mit seiner Armee im Zuge der Eroberung Galliens (58–51 v. Chr.) den Rhein er-



3 Die römische Besetzung Südwestdeutschlands.



bruchstückhaft erhalten war. Im südwestlichen Bereich des Rettighügels konnten noch zusammenhängende Strukturen freigelegt werden. Die Befunde gehören zu mehreren Mannschaftsbaracken. Diese zeichnen sich durch charakteristische Baudetails aus: den zweiteiligen Mannschaftsräumen (*contubernia*) ist die Wohnung des *centurio*, „Kopfbau“ genannt, vorgelagert. Als Besatzung ist – in Anbetracht der Ziegelstempelfunde – die *cohors XXVI voluntariorum civium romanorum* zu vermuten. Es handelt sich dabei um eine Infanterietruppe mit einer Sollstärke von 500 Mann, die von einem Tribun befehligt wurde. Aller Wahrscheinlichkeit nach errichtete man das Kastell Mitte der 70er Jahre des 1. Jahrhunderts n. Chr. im Zuge der Okkupation des rechtsrheinischen Obergermanien.

4 Stanislaus Kah (1842–1922). Aufnahme im Jahr 1902. Stadtgeschichtliche Sammlungen Baden-Baden Inv. 11492.

Zivile Steinbebauung auf dem „Rettig“

Nachdem das Kastell Anfang des 2. Jahrhunderts n. Chr. aufgelassen worden war, folgte auf dem „Rettig“ eine repräsentative Steinbebauung. Ins-

5 Römische Verwaltungszentren in Südwestdeutschland.

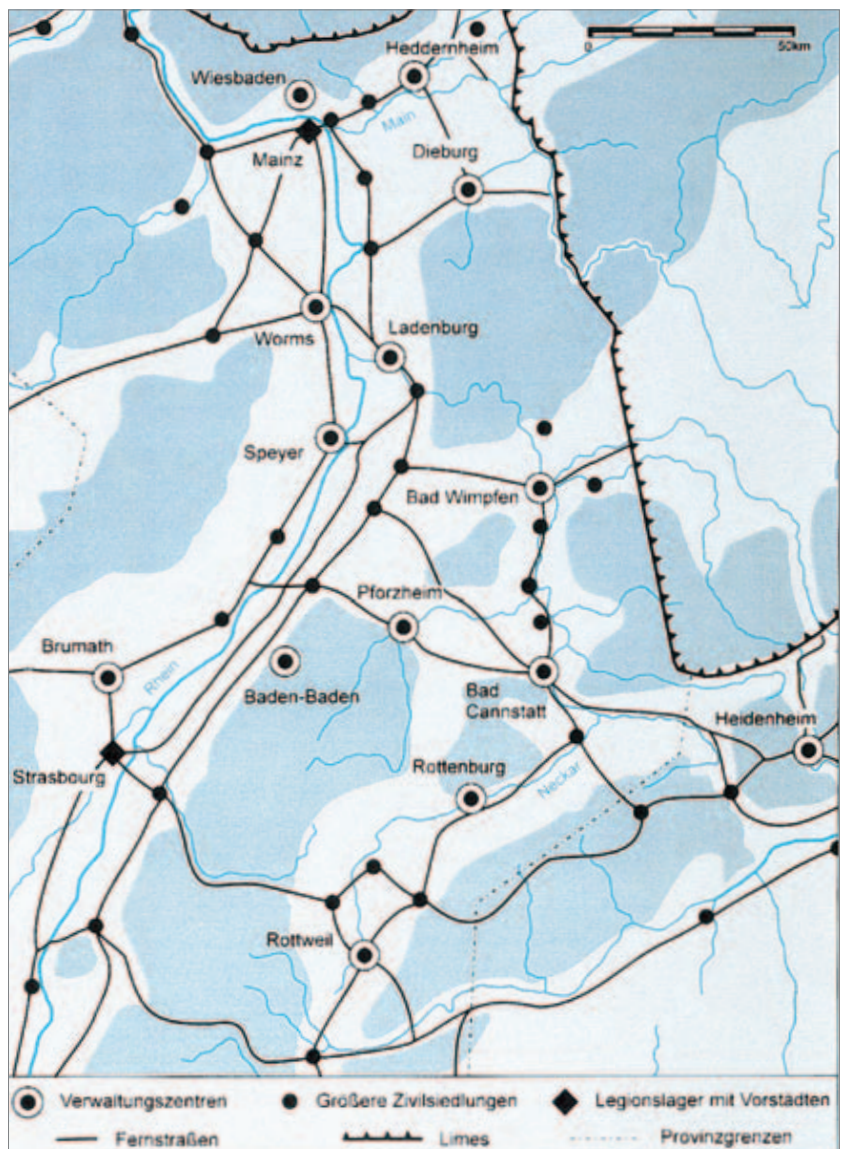
reicht. Die Planungen von Kaiser Augustus zielten nun darauf ab, den überwiegend germanisch besiedelten Raum östlich des Flusses bis zur Elbe dem Imperium Romanum einzugliedern. Die vernichtende Niederlage der römischen Truppen unter Oberbefehl des Statthalters Publius Quinctilius Varus im Jahre 9 n. Chr. in einem Engpass bei Kalkriese im Osnabrücker Land bewies jedoch, dass dieses Vorhaben nicht realisierbar war.

Erst Kaiser Vespasian (69–79 n. Chr.) fasste wieder die Besetzung rechtsrheinischer Gebiete ins Auge. Seine Maßnahmen zielten auf die strategische, vor allem aber die verkehrstechnische Erschließung des Gebietes zwischen Oberrhein und Oberer Donau ab, das wie ein Keil in das römische Territorium hineinragte.

So entstand ein Netz gut ausgebauter Fernstraßen. Sie wurden an strategisch wichtigen Stellen wie z. B. Flussmündungen von Kastellen gesichert. Dies prägte die Struktur des neu eroberten Gebietes und bildete das Rückgrat für die spätere Provinzentwicklung. Zu den wichtigsten Truppenstandorten dieser Jahre zählen Ladenburg, Heidelberg-Neuenheim und Baden-Baden.

Vor allem aufgrund der zahlreichen Steinschriften und Ziegelstempelfunde aus der Altstadt von Baden-Baden wurde schon seit gut 200 Jahren ein Kastell am Ort postuliert.

Bei den Grabungen auf dem „Rettig“ wurden in den 1990er Jahren tatsächlich Reste der Innenbebauung einer römischen Militäranlage entdeckt. Offenbar handelt es sich um eine flächige Holzfachwerkbauung, die allerdings durch die jüngeren römischen Steinbauten oftmals nur noch

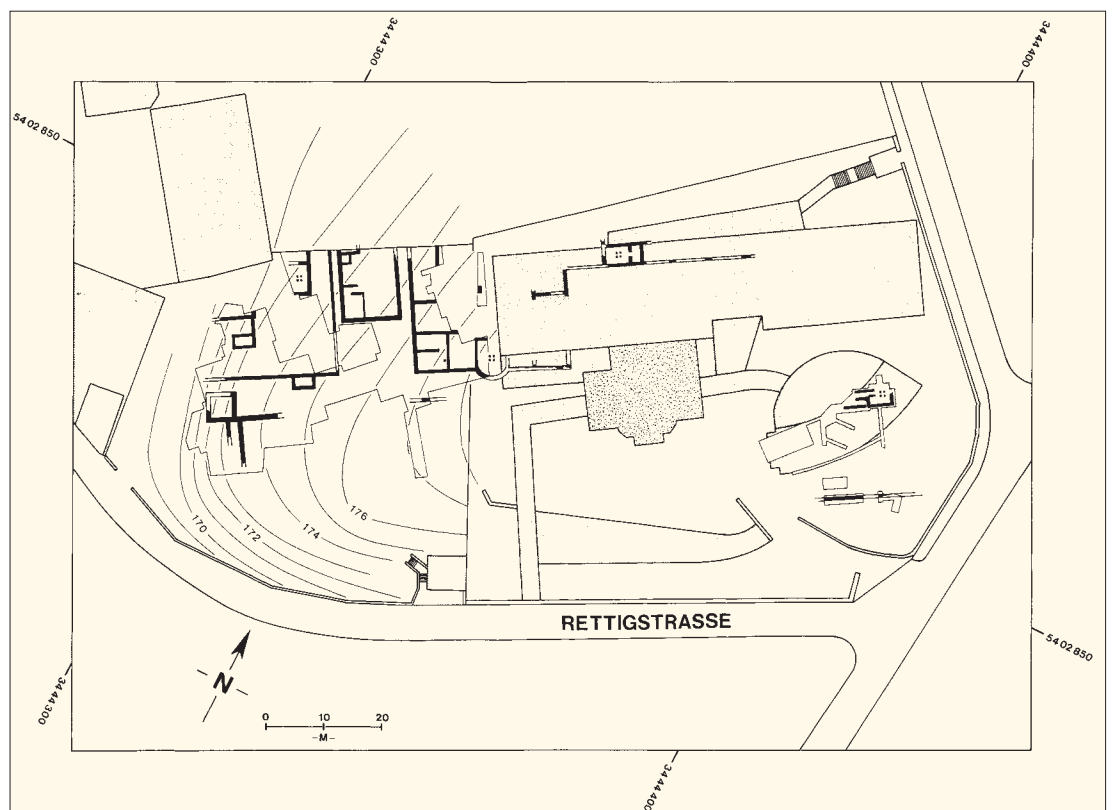
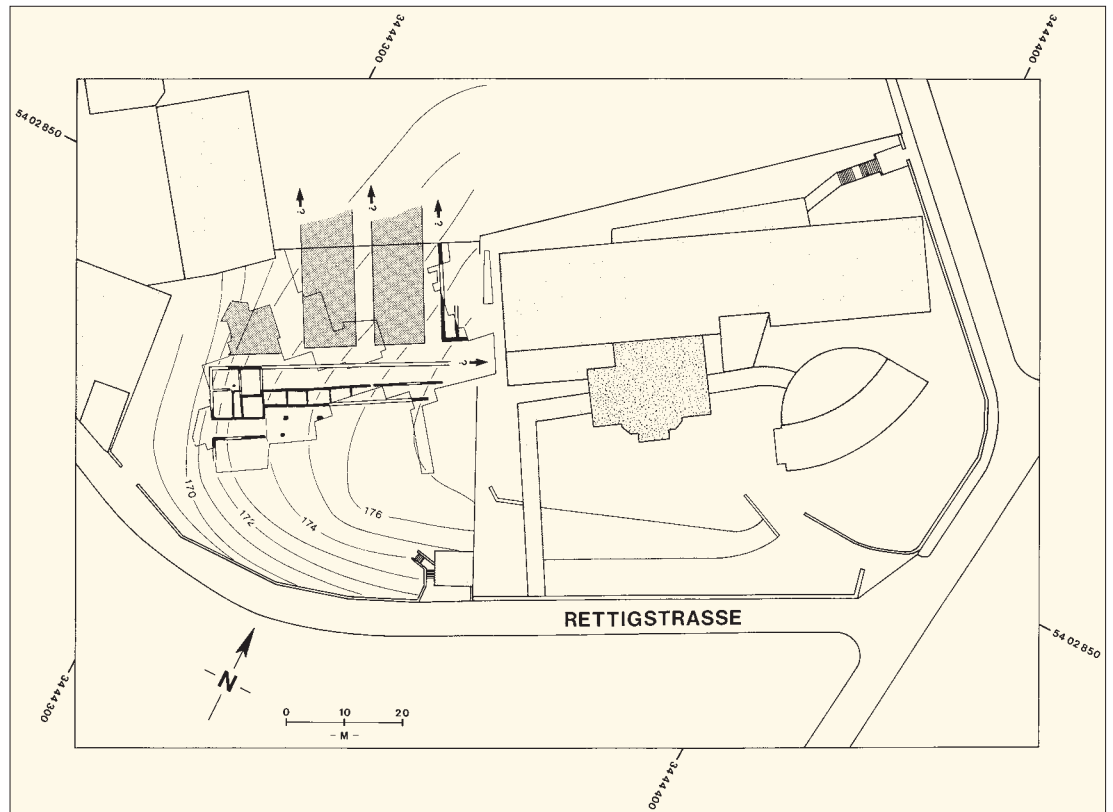


gesamt konnten Teile von fünf Bauwerken nachgewiesen werden, die offenbar zeitlich aufeinander folgten.

Zwei dieser Gebäude wurden wohl noch in der Regierungszeit des Kaisers Domitian (81–96 n.Chr.) errichtet und möglicherweise von militärischen Verwaltungseinheiten genutzt. Eines davon war mit Küche, Speiseräumen und reprä-

sentativem, zentralem Apsidenraum ausgestattet. Die übrigen Gebäude entstanden im 2. und 3. Jahrhundert n. Chr.

Nach derzeitigem Kenntnisstand ist es wohl mehr als wahrscheinlich, dass auf dem Rettighügel das Verwaltungszentrum des Kurortes und Civitasvorortes (Sitz der regionalen Zivilverwaltung) *Aquae Aureliae* lag.



6a Die römische Befestigung auf dem „Rettig“: Barackengrundrisse.

6b Zivile Repräsentationsbebauung auf dem „Rettig“.



7 Die zivile Repräsentationsbebauung auf dem „Rettig“: Gebäude 1 mit Küche und Herdstelle.

8 Zivilsiedlung, Gernsbacherstraße 30: Ungewöhnlich gut erhaltener Holzdielenboden eines römischen Wohnhauses.

Kastellvicus und spätere Zivilsiedlung

Zeitgleich mit der Stationierung von Militär entwickelte sich am Ort eine zivile Ansiedlung (*vicus*). Kastellzeitliche Bebauung konnte an verschiedenen Stellen in der Gernsbacher Straße nachgewiesen werden. Auf den Grundstücken 13 und 30 kamen hervorragend erhaltene Holzkonstruktionen zum Vorschein, die in einem Fall zwei Bauphasen unter einem römischen Steingebäude nachweisen. Die älteste Phase datiert in die Jahre 74/75 n. Chr. und wird als „Trockenlegungsschicht“ interpretiert: Teilbereiche des feuchten Areals wurden vor der Bebauung mit Holzabschlägen und Tannenreisig ausgelegt. Das darüber errichtete Gebäude brannte ab und wurde ca. 85/86 n. Chr. wieder aufgebaut.

Grabungen auf dem Gelände des „Schwarzwaldhofes“ werfen Schlaglichter auf die zivile Bebauung des 2. und 3. Jahrhunderts n. Chr. Mit der Breitseite zur römischen Straße, die unter der heutigen Gernsbacher Straße verlief, lag ein mehrräumiges, teilweise beheizbares Gebäude. Möglicherweise wurden hier mehrere Parzellen zu einem insulaartigen Komplex zusammengefasst und um einen kleinen Innenhof gruppiert. Der Boden eines großen Vorratsgefäßes (*Dolium*), fest vermörtelt auf einer Plattenunterlage, könnte mit einer Garküche in Verbindung stehen.

Grabungen am Römerplatz 4, direkt gegenüber dem „Friedrichsbad“ erbrachten wichtige Erkenntnisse zu den Heiligtümern Baden-Badens. Südlich und östlich des Bades wurden bisher insgesamt 18 Weihedenkmäler an römische Gottheiten gefunden. Vermutlich bestand hier ein Weihebezirk, der vielleicht auch mit den Thermen in Ver-



bindung stand. Leider sind keine zusammenhängenden Gebäudegrundrisse bekannt. In der Ecke eines vermutlich großen Bauwerks fand sich 1994 der Torso einer männlichen Statue. Sie stellt Vulcanus, den Gott des Erdfeuers und Patron der Schmiede, dar.

Die „Kaiserbäder“

Der Rang Baden-Badens als Verwaltungszentrum der *Civitas Aquensis* spiegelt sich eindrücklich in den großen Thermenanlagen wider.

Die so genannten „Kaiserbäder“ erstrecken sich auf dem Areal des heutigen Marktplatzes, nördlich der Stiftskirche und oberhalb des „Friedrichsbades“. Oberirdisch sind heute keine originalen Reste mehr zu sehen. Der Grundriss wurde allerdings im Pflaster des Marktplatzes im Umfeld der Stiftskirche markiert. Bei den „Kaiserbädern“ handelt es sich um ein Kur- und Heilbad, im Lateinischen „*thermae*“ genannt.

Nach Abriss der Antiquitätenhalle konnten 1984 zunächst die beiden großen östlich gelegenen

Badebecken A und B freigelegt werden. Becken A hat einen Durchmesser von 7,5 m, Becken B misst 8 × 9 m. Die Becken verfügen also über eine Grundfläche von 88,3 bzw. 72 Quadratmetern. Beide Becken liegen vergleichsweise hoch und sind einfacher ausgestattet als die Pendanten im Westen. Sie wurden unmittelbar vor dem Austritt des bis zu 70 Grad Celsius heißen Thermalwassers aus dem Fels platziert.

Im Westen befinden sich zwei weitere Badebecken, C und D: Becken C misst 14,5 × 9 m, D weist einen Durchmesser von 9 m auf. Somit beträgt die Grundfläche der westlichen Becken 130,5 bzw. 127,2 Quadratmeter.

Die „Kaiserbäder“ waren luxuriös ausgestattet. Im östlichen Bereich wurden Wand- und Bodenverkleidungen aus Marmor, im östlichen Teil aus grünlichem Granit verwendet.

Der südlich anschließende, kreisrunde und hypocaustierte Raum F diente als trocken-heißes Schwitzbad (*sudatorium*).

Der uns bekannte, nahezu symmetrisch gestaltete Teil der Thermenanlage lässt an zwei getrennt



9 Der Grundriss der „Kaiserbäder“ ist im Pflaster des Marktplatzes vor der Stiftskirche markiert.

10 Mitarbeiter der Archäologischen Denkmalpflege Karlsruhe bei der Grobreinigung der Anlage.



11 Mitarbeiter der Firma Kärcher beim Dampfreinigen der Anlage.



benutzbare Areale – zum Beispiel für Männer und Frauen – denken, wie dies auch in anderen Thermen, so zum Beispiel in Badenweiler, nachgewiesen ist.

Vermutlich wurde die Anlage bereits im letzten Drittel des 1. Jahrhunderts n. Chr. errichtet.

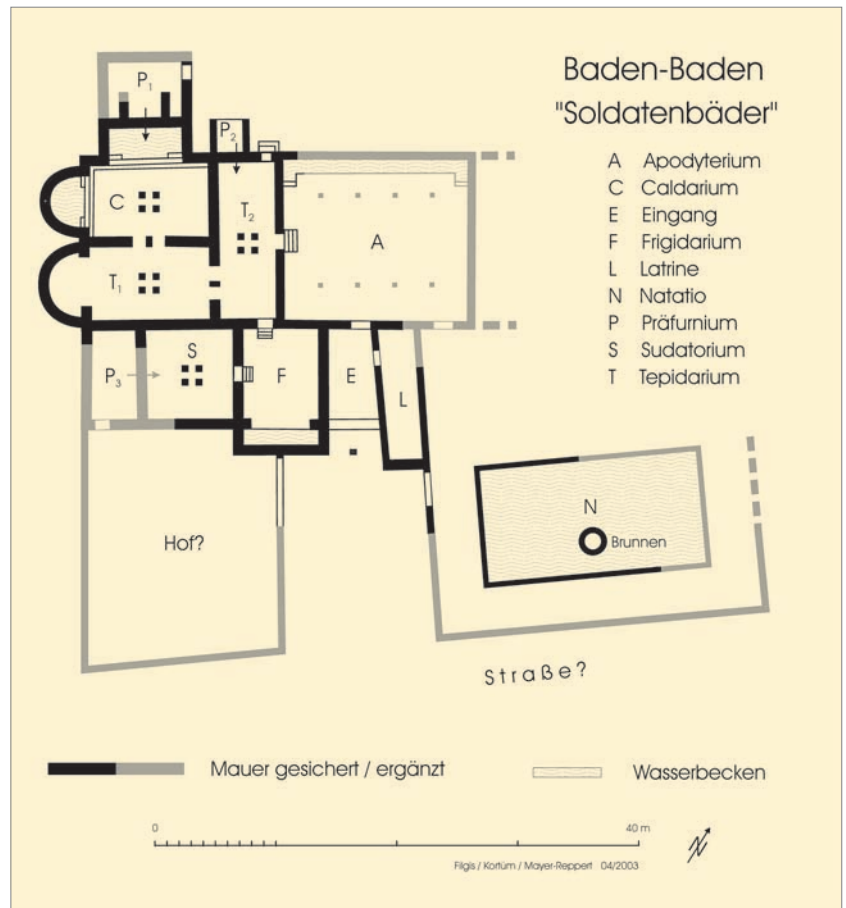
Weiter östlich, am Florentinerberg gelegene Gebäudereste könnten mit einem Quellheiligtum in Verbindung stehen.

Die „Soldatenbäder“

Die in originaler römischer Mauersubstanz erhaltenen und bald wieder zu besichtigenden „Soldatenbäder“ vermitteln durch ihre außergewöhnliche Erhaltung einen hervorragenden Eindruck über Architektur und Gestaltung römischer Thermen. Sie liegen ziemlich versteckt unterhalb des Friedrichsbades und unmittelbar westlich des alten „Frauenklosters vom Heiligen Grab“, an einer Passage, die die Tiefgarage der Caracalla-Thermen erschließt. Weiterhin befinden sich an dieser Passage Technikräume für das Friedrichsbad und die Caracalla-Thermen. Der gesamte Bereich bis zur Straßenkante Römerplatz ist überdeckelt, darüber erstreckt sich eine öffentliche Grünanlage.

1846/47 auf dem Platz vor dem Kloster entdeckt, wurden die Soldatenbäder beim Bau des Friedrichsbades ab 1869 bis 1900, als das Augustabad entstand, ausgegraben und anschließend konserviert. Leider sind die „Soldatenbäder“, wie auch die „Kaiserbäder“, nicht vollständig erschlossen und dokumentiert.

In die Mitte der 1960er Jahre fiel die Errichtung der so genannten Friedrichsbadterrasse über der Ruinenanlage. Die römischen Thermen wurden für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Dies geschah in einer für die damalige Zeit durchaus üblichen Form: ein eng um die Ruine begrenzter, niedriger und dunkler Raum hinter einer Glasscheibe. Hinweise, Erläuterungen oder eine erklärende Didaktik existierten nicht. Die Besucher betraten, aus konservatorischer Sicht heute undenkbar, bei ihrem Rundgang durch die Anlage direkt die originale römische Bausubstanz. Dies führte im Laufe der nächsten Jahrzehnte zu erheblichen Schäden der antiken Strukturen. Erschwerend kam die übermäßig hohe Feuchtigkeit hinzu. Aus beiden Gründen musste die Anlage schließlich im Frühjahr 1995 geschlossen werden. Bis zu diesem Jahr lag die Betreuung der Ruine bei der Bäder- und Kurverwaltung, ab Juli 1995 ist die Bauverwaltung des Landes zuständig. Seit 1997 sind die Sanierungsmaßnahmen der modernen Bausubstanz durch das Staatliche Vermögens- und Hochbauamt Pforzheim, Bauleitung Baden-Baden, in Gang. Dazu gehören die Sanie-



rung und Abdichtung zum Hang und zur Fettquelle hin und die Betoninstandsetzung der Decke über der Ruine. Antike und moderne Strukturen wurden umfassend entsalzt.

Es bestand immer Einigkeit, die einzigartigen römischen Befunde so schnell wie möglich wieder für die Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Gleichzeitig sollte jedoch auch die derzeitige Zugangssituation grundlegend und attraktiver umgestaltet werden. Dies wird zurzeit im Rahmen einer Gesamtmaßnahme realisiert, die die Bereiche Badruine, Passage und Terrassenebene umfasst.

12 Gesamtplan der „Soldatenbäder“ im jüngsten Bauzustand.

13 Blick vom caldarium (C) ins tepidarium (T2).



14 Trittschäden in der Apsis des tepidariums (T1).

Der Eingangsbereich zur Ruine wird vergrößert und erhält einen räumlichen Abschluss aus Glas. Dieser neu entstehende Raum beherbergt zukünftig einen Ausstellungsbereich mit Informationstafeln zum römischen Badewesen sowie den „Kaiser- und Soldatenbädern“. Die konservierten Thermenbefunde werden durch ein Modell veranschaulicht. Eine CAD-Animation beinhaltet die Einbindung der sichtbaren antiken Strukturen sowie wohl ergrabene, heute aber nicht mehr erhaltene Mauerzüge in den Grundriss der Gesamtanlage. Darüber hinaus vermittelt sie auch einen Ergänzungsvorschlag der nicht ergrabenen Bereiche. Während eines virtuellen Spaziergangs erhält der Besucher eine Vorstellung davon, wie sich die Räumlichkeiten einst dem antiken Badegast präsentierten. Ausführlichere Informationen sind über ein in drei Sprachen angebotenes Audio-Guide-System abrufbar, das dem Besucher zudem die wichtigsten Befunde der Ruine erläutert. Eine weitere Informationsmöglichkeit bietet die Passage in Form einer Leuchtwand, die vom Römerplatz bis fast zu den Caracalla-Thermen reicht. Die Didaktik gibt hier Einblicke in das römische Baden-Baden, vom Kastell zur Stadt, und das Badewesen von der Antike bis in die Moderne.

Die Ruine selbst wird nicht mehr begehbar sein, sondern über eine Stegkonstruktion erschlossen, die von der Decke abgehängt ist. Nach einer Grundreinigung der römischen Strukturen durch die Archäologische Denkmalpflege in Karlsruhe – hierbei wurden mehr als 10 Tonnen Schutt entfernt – führte die Firma Kärcher (Winnenden) kostenlos die Feinreinigung durch. Auf diesem Weg erstrahlen die Thermen heute nicht nur in neuem Licht, sondern es konnten auch bisher noch nicht bekannte Befunde entdeckt werden, die wesent-

15 Vollständig hypocaustierte Wand im tepidarium (T2). Die Tür führt in einen Nebenraum. Gut zu erkennen ist der Viertelstab an der Nahtstelle zwischen Wand und Boden.

liche Fortschreibungen des Grundrisses erlauben. Ihre herausragende Bedeutung verdanken die „Soldatenbäder“ in erster Linie dem ungewöhnlich guten Erhaltungszustand der Fußbodenheizung (*hypocaustum*) mit dem dazugehörigen Wandheizsystem aus Hohlziegeln (*tubuli*), der für Baden-Württemberg einzigartig ist. Hier können Details der Unterboden- und Wandheizung am originalen Befund studiert werden. Die Heizanlage wurde mit Heißluft betrieben. Diese wurde durch Feuer in den Schürkanälen (*praefurnia*) der Heizräume erzeugt und in den Hohlraum zwischen Unter- und Oberboden (*hypocaustis*) eingeleitet. Ein solcher Heizraum ist an der Nordseite der Anlage fast vollständig erhalten. Auch dieser Befund, der dem Besucher mit seinem originalen Tonnengewölbe einen guten Raumeindruck vermittelt, sucht in Baden-Württemberg seinesgleichen.

Anders als die „Kaiserbäder“ sind die „Soldatenbäder“ ein Hygienebad, das der Körperreinigung diente. Die Römer nannten ein solches Bad „*balneum*“ oder „*balineum*“.

Die museale Neugestaltung der Anlage regte zu einer intensiven wissenschaftlichen Beschäftigung mit der erhaltenen Mauersubstanz und den weiteren, durch Ausgrabungen bekannten Mauerzügen weiter südlich an. Dabei wurde deutlich, dass sich die Anlage einst in Richtung Römerplatz fortsetzte.

Anhand dieser Informationen ließ sich die gesamte Badeanlage rekonstruieren, ebenso ihre Entwicklung vom einfachen Hygienebad – in dem wir vermutlich sogar das Kastellbad der auf dem „Rettig“ stationierten Truppe zu sehen haben – zur regelrechten Badelandschaft in mehreren Ausbauphasen.

Der eigentliche Kern der Anlage, die noch den frühen Blockbauten zuzurechnen ist, umfasste



zunächst fünf Räume, und zwar einen ursprünglich wohl hölzernen Umkleideraum (*apodyterium* A), Kaltbaderaum (*frigidarium* T2), lauwarmen Raum (*tepidarium* T1), Heißbaderaum (*caldarium* C) sowie einen trocken-heißen Schwitzraum (*sudatorium* S) mit den dazugehörigen Heizräumen (P1, P3).

Anhand der architektonischen Strukturen sind mehrere Umbauphasen, Reparaturphasen und zum Teil sogar Umnutzungen feststellbar.

So wurde zu einem nicht näher bekannten Zeitpunkt in das *frigidarium* (T2) eine Unterboden- und Wandheizung eingebaut, wodurch der Raum in ein *tepidarium* umgewandelt wurde. In diesem Zusammenhang wurde ein neues *frigidarium* (F) mit flacher Kaltwasserwanne an das geringfügig verkleinerte *sudatorium* (S) angesetzt.

Eine veränderte Orientierung der Latrine (L), der großen Hofmauer sowie des Schwimmbeckens (*natatio* N) legt nahe, dass dieser Bauzustand nochmals später anzusetzen ist.

Der Besuch in einem römischen Bad hatte Ähnlichkeiten mit einem heutigen Saunabesuch. Damals wie heute wurde der Körper einem Wechsel zwischen Heiß und Kalt ausgesetzt, wie wir aus den Schriften des römischen Arztes Galenus von Pergamon erfahren:

Nachdem sich der Badegast im *apodyterium* ausgekleidet hatte, erfolgte im *frigidarium* in der Regel eine kurze Reinigung. Im lauwarmen Übergangsraum, dem *tepidarium*, herrschten Temperaturen um die 28 Grad Celsius. Wasser spielte hier keine Rolle. Vielmehr wärmte man sich hier auf und nahm Massagen und das Einreiben des Körpers mit Öl vor. Anschließend konnte man im *caldarium* im heißen Wasser oder in der feucht-heißen Raumatmosphäre, die mit rund 35 Grad Celsius und annähernd 100% Luftfeuchtigkeit einem Hochsommertag in der Rheinebene nicht unähnlich war, schwitzen. In den „Soldatenbädern“ gibt es sogar zwei Heißwasserbecken (*alvei*) mit unterschiedlich hohen Wassertemperaturen. Danach kühlte man sich im *tepidarium* wieder ab und streifte mithilfe eines Schabers, des so genannten *strigilis*, Öl, Schweiß, abgestorbene Hauptschüppchen und eventuell den Sand der Sporthalle (*palaestra*) von der Haut. Eine vollständige Abkühlung erfolgte dann im *frigidarium*. Daran konnte sich der Besuch des trocken-heißen Schwitzraumes (*sudatorium*) anschließen, in dem mindestens 40 Grad Celsius und eine sehr geringe Luftfeuchtigkeit herrschten. Diese „Durchgänge“ konnten je nach persönlicher Vorliebe abgewandelt oder auch wiederholt werden.

Alle erhaltenen und in der musealen Anlage begehbaren Räume gehören zum beheizten Bereich des Bades. Zu besichtigen sind *sudatorium* (S), *caldarium* (C) und zwei *tepidaria* (T1, T2).



16 Hinterheizte Sitzbank am Einstieg in den *alveus* im *caldarium* (C).

Von besonderem Interesse sind dabei eine Reihe baulicher Details zur Gestaltung der Wände, der Böden und besonders der Heizungskonstruktion. Der römische Architekt Vitruv gibt in seinem Architektur-Handbuch Anweisungen für den Bau von Badeanlagen und die Konstruktion der Boden- und Wandheizung. Die Befunde in den „Soldatenbädern“ zeigen deutlich, dass diese Richtlinien fast durchgängig umgesetzt und in Teilbereichen sogar noch verbessert wurden. So gibt Vitruv zum Beispiel für die Höhe der Hypocaustpfeiler, auf denen der Fußboden aufliegt, eine Höhe von 60 cm an. In den „Soldatenbädern“ hingegen erreichen die Pfeiler eine Höhe von bis zu einem Meter. Dadurch können besonders viele Heizgase zirkulieren, und es ist eine besonders intensive Durchwärmung des Gebäudes gewährleistet. Die vollständige Tubulierung der Räume dient nicht nur dem optimalen Rauchabzug, sondern verwandelt die Wände des Gebäudes in einen riesigen Wärmespeicher, der die gespeicherte Wärme als Strahlungswärme wieder abgibt. Besonders sinnfällige ist auch die Konstruktion der Wandheizung mittels Hohlziegel (*tubuli*), die auf dem von Pfeilern getragenen Oberboden aufsitzen und nicht in die Wände einbinden. Somit können auftretende Wärmespannungen gut ausgeglichen und Spannungsrisse im Boden vermieden werden.

Die Temperatur in den beheizten Räumen konnte über die Intensität der Feuerung, die Höhe der *hypocaustis*, die Entfernung zum Heizraum sowie die Anzahl der *tubuli* gesteuert werden.

Ein besonders schön erhaltener und seltener Befund ist rechts und links der Brüstungsmauer des Heißwasserbeckens (*alveus*) im *caldarium* zu sehen. Die gemauerten Sitzbänke neben dem Einstieg in das Becken sind mit Hohlziegeln hinterheizt, sodass sich die Badegäste hier auf einer warmen Bank niederlassen konnten.

Aufschlussreich sind auch die Abflüsse aus den Heißwasserbecken im *caldarium*. Aus den Befunden geht deutlich hervor, dass das Wasser aus dem Becken direkt in den Raum geleitet wurde.

Einem leichten Gefälle des Bodens folgend, wurde es schließlich durch einen Gully in den großen Abwasserkanal geleitet. Das warme Wasser erhöhte einerseits die Temperatur, andererseits die Luftfeuchtigkeit im Raum und trug damit zu der charakteristischen Raumatmosphäre bei. Allerdings erhöhte sich auch das Risiko, auf den nassen und schlüpfrigen Böden auszugleiten. Um dieses zu vermeiden, trug man Badepantinen mit Holzsohlen.

Leider kann an dieser Stelle auf den detailreichen und hochinteressanten Befund der Anlage nicht weiter eingegangen werden. Es ist aber eine ausführliche Broschüre geplant.

Über die Erbauungszeit der „Soldatenthermen“ wie die Nutzungsdauer ist leider nur wenig bekannt. Sicher ist, dass die Anlage aufgrund ihrer charakteristischen frühen Architekturstrukturen zwischen 70 und 100 n. Chr., also wohl gleichzeitig mit dem Kastell auf dem „Rettig“, errichtet wurde. Wie die zahlreichen Reparatur- und Umbauphasen nahe legen, wurde sie auf jeden Fall bis in das 3. Jahrhundert n. Chr. betrieben.

Die archäologischen Befunde im Umfeld der „Soldatenbäder“ wie auch der „Kaiserbäder“ legen den Schluss nahe, dass zwischen heutigem Friedrichsbad und Stiftskirche das Kurzentrum des römischen *Aquae Aureliae* lokalisiert werden kann. Hier sind vermutlich weitere Gebäude wie Lazarette, Gymnastikräume, vor allem aber auch Tempel zu erwarten, möglicherweise noch eine weitere Badeanlage.

Die „Soldatenbäder“ gehören zu den am besten erhaltenen und eindrucksvollsten römischen Badeanlagen in Baden-Württemberg. Daher ist es besonders zu begrüßen, dass dieser lange Zeit aufgrund misslicher äußerer Umstände nur eingeschränkt bekannte und beachtete Befund nun einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht und nach modernsten konservatorischen und musealen Gesichtspunkten in attraktiver Form präsentiert und aus seinem Dornröschenschlaf geweckt wird.

Die Kosten der gesamten Baumaßnahme mit der zukünftigen Präsentation und Medientechnik belaufen sich auf über 1,6 Mio Euro. Wir alle können nur dankbar sein, dass in einer Zeit so knapper Kassen diese Summe noch zur Verfügung gestellt werden konnte. Doch die Ergebnisse sprechen für sich und zeigen, dass die große Investition auf jeden Fall gut angelegt ist. Voraussichtlich ab September 2003 kann das archäologische Kleinod zu festgelegten Öffnungszeiten wieder besichtigt werden. Die Kur- und Bäderstadt Baden-Baden ist damit um eine attraktive Sehenswürdigkeit reicher.

Dr. Petra Mayer-Reppert

Dr. Britta Rabold

LDA · Archäologische Denkmalpflege

Moltkestraße 74

76133 Karlsruhe

Ernst Wahle

Dokumentator verschollener frühmittelalterlicher Funde

Ernst Wahle (25. 5. 1889 – 21. 1. 1981) lehrte als erster Prähistoriker an der Universität Heidelberg. Daneben war er zwischen 1922 und 1938 als Oberpfleger für die Bodenaltertümer im nördlichen Landesteil Badens tätig. Seinen Aktivitäten ist es zu verdanken, dass zahlreiche Funde, die seit den vierziger Jahren als Kriegsverluste gelten, nicht undokumentiert verloren gingen.

Uwe Gross



Der Werdegang Ernst Wahles

Zu den prominentesten Archäologen, die in den zurückliegenden 150 Jahren in der badischen Denkmalpflege tätig waren, zählt Ernst Wahle. Im Jahre 1889 in Magdeburg geboren, studierte er in Halle, Berlin und in Heidelberg. Nach der Promotion 1913 war er 1914 und – nach kriegsbedingter Unterbrechung – 1919 bis 1921 in der vorgegeschichtlichen Sammlung am Städtischen Museum Heidelberg tätig. Seit seiner Habilitation 1920 lehrte er Ur- und Frühgeschichte an der Universität Heidelberg. Anfangs nur Lehrbeauftragter am Archäologischen Institut, wurde Wahle nach der Gründung einer eigenen „Lehrstätte für Frühgeschichte“, Vorgänger des heutigen Instituts für Ur- und Frühgeschichte der Ruprecht-Karls-Universität, 1933 planmäßiger Professor („wissenschaftlicher Hilfsarbeiter“), dann 1938 Extraordinarius.

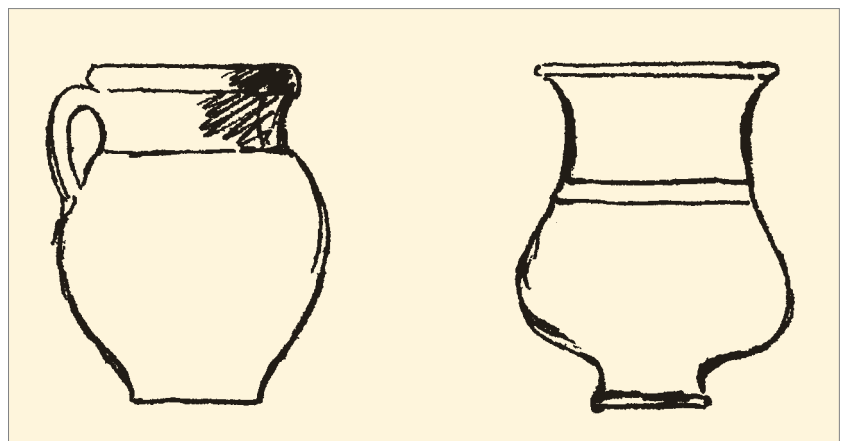
Daneben nahm er in den Jahren von 1922 bis 1938 die Funktionen des Oberpflegers für die Bodenaltertümer in Unterbaden wahr, dem gesamten Landesteil zwischen Kinzig und Main. Auf seine Initiative hin und mit eigenen Mitteln erfolgte 1925 die Gründung der „Badischen Fundberichte“, deren Schriftleitung er im ersten Erscheinungsjahr innehatte. Dieses zentrale Organ der staatlichen Bodendenkmalpflege Badens erschien bis 1967 mit insgesamt 23 Bänden und 14 Sonderheften; nach der Schaffung eines gemeinsamen Landesdenkmalamtes 1972 verschmolz es mit den „Fundberichten aus Schwaben“ zu den „Fundberichten aus Baden-Württemberg“. Wahle veröffentlichte dort in den Anfangsjahren auch einen kleinen Teil seines mit über 640 Titeln außerordentlich umfangreichen Schrifttums. Weithin bekannt sind daraus die „Frühgeschichte des Germanentums“ (in: Neue Propyläen-Weltgeschichte, Bd. 2, 1940), die Auseinandersetzung mit Gustav Kossinna, einem seiner Lehrer in der Berliner

Studienzeit („Zur ethnischen Deutung frühgeschichtlicher Kulturprovinzen“), die 1999 schon in 9. Auflage erschienene „Ur- und Frühgeschichte im mitteleuropäischen Raum“ (In: B. Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte, 1. Band) sowie die für den „Historischen Atlas von Baden-Württemberg“ erstellten Karten zum Neolithikum und zur Ausweitung des Siedlungsraumes in den vorrömischen Metallzeiten (1973/74) samt erläuternden Beiworten. Unter seinen Publikationen findet man – für die Zeit vor dem 2. Weltkrieg eher erstaunlich – sogar solche zu hoch- und spätmittelalterlichen Funden aus Bad Schönborn-Langenbrücken (1929) und aus Bad Rapp nau (1934).

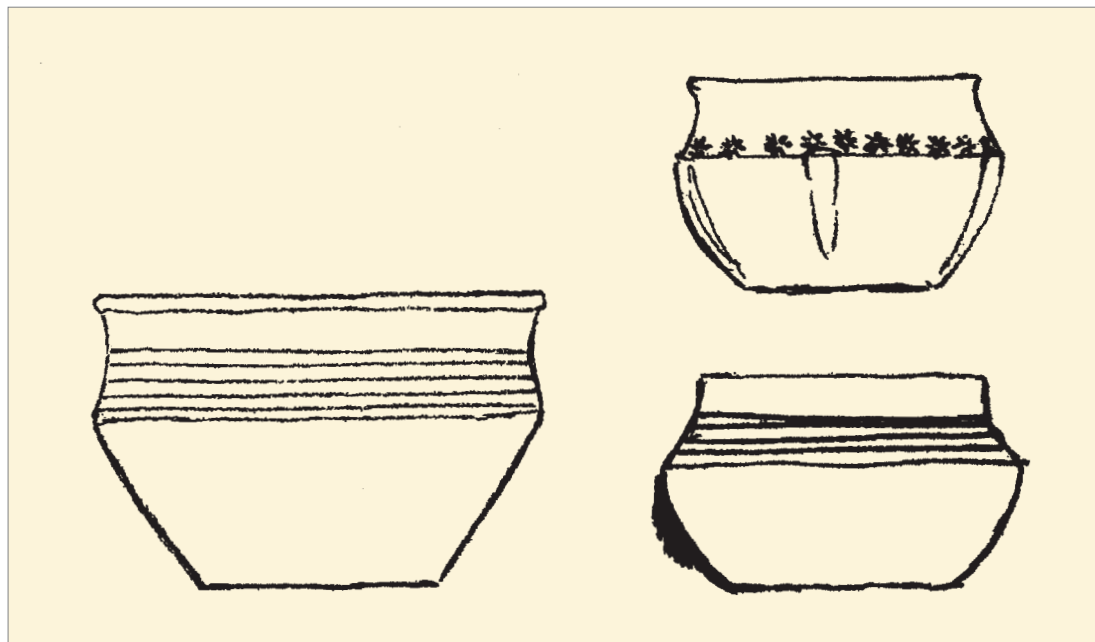
Der Nachlass Ernst Wahles

An dieser Stelle soll Ernst Wahles Dokumentationsstätigkeit der 1920er Jahre anhand einiger weniger Beispiele aus dem nordbadischen Raum gewürdigt werden, die große Bedeutung für die Rekonstruktion der frühmittelalterlichen Geschichte der jeweiligen Orte besitzen. Sie wurden ausgewählt, weil es sich dabei um Funde handelt, die heute allesamt nicht mehr vorhanden sind; sie wurden im Zweiten Weltkrieg entweder nach-

1 Edingen. Zwei Tongefäße (Skizze E. Wahle).



2 Edingen. Drei Tongefäße (Skizze E. Wahle).

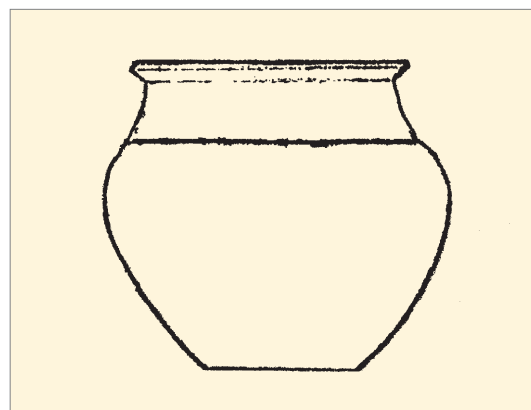


weislich zerstört oder gelten seit den Wirren der unmittelbaren Nachkriegszeit als verschollen. Die im Folgenden abgebildeten Zeichnungen befinden sich im Nachlass Wahles, der bis vor wenigen Jahren im Institut für Ur- und Frühgeschichte der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg aufbewahrt wurde. Derzeit lagert er in der Handschriftenabteilung der Heidelberger Universitätsbibliothek (Signatur: UB Heid. HS. 3989).

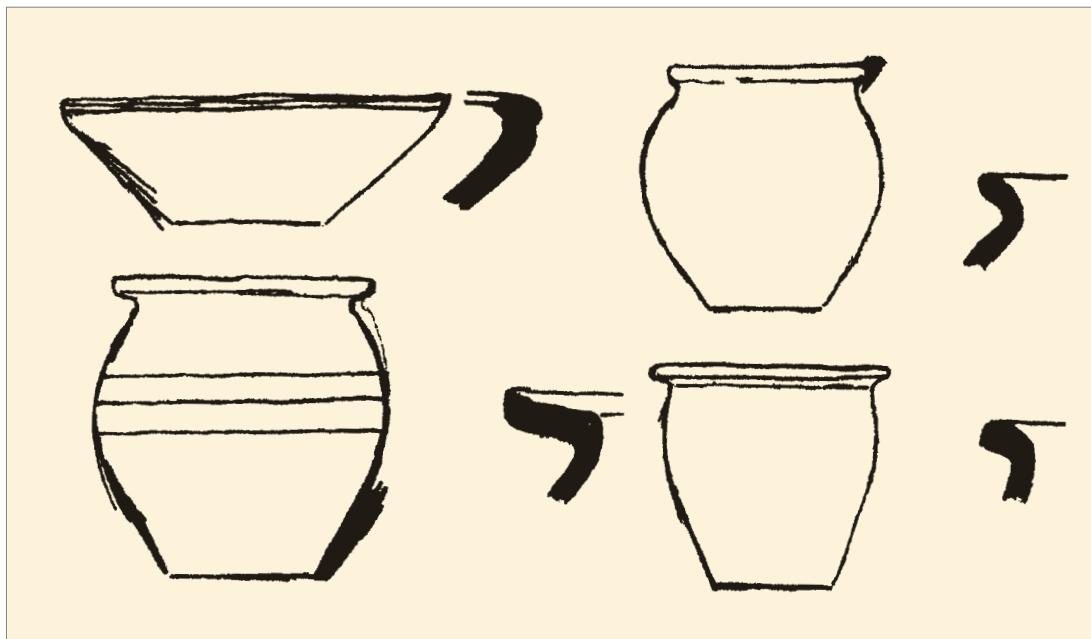
Funde aus Edingen

Mit der Fundortangabe Edingen (Rhein-Neckar-Kreis) hielt Wahle im Oktober 1921 bei einem Besuch im damaligen Mannheimer Schlossmuseum mehrere Tongefäße bildlich fest (Abb. 1 u. 2). Bei einigen (Abb. 2) wird ausdrücklich erwähnt, sie stammten aus dem Reihengräberfriedhof westlich des Ortes, der 1885/86 erstmals erfasst wurde. Bei zweien (Abb. 1) findet sich der Vermerk, die genaue Fundstelle der von Hermann Gropengießer für die archäologische Abteilung erworbenen Stücke innerhalb Edingens müsse noch ermittelt werden. Bei den heute in Mannheim im Bestand der Reiss-Engelhorn-Museen vorhandenen Gipskopien dieser Funde, die ihrerseits nach Kopien im Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz gefertigt wurden, befinden sich die Fundjahr-Angaben 1885–1910. Da genau in diesem Zeitraum auch die gesichert dem merowingerzeitlichen Bestattungsplatz im Areal Konkordia- und Luisenstraße zuweisbaren Gräber zum Vorschein kamen, wird man an ihrer Zugehörigkeit nicht zweifeln müssen. Bei dem Friedhof handelt es sich nach den Ausführungen von Ernst Wagner, der 1911 in „Fundstätten und Funde aus vorgeschichtlicher, römischer und alemannisch-fränkischer Zeit im Großherzogtum Baden. Teil II:

Das badische Unterland“ einige Objekte veröffentlichte, um einen ziemlich ausgedehnten fränkischen Reihengräberfriedhof. Bis 1888 hatte der Mannheimer Altertumsverein immerhin bereits mehr als 40 Bestattungen ausgegraben. Neben den wenigen abgebildeten Gegenständen nennt er weiterhin „Spathen, Saxe, zwei Franziskan, Speer- und Pfeilspitzen, Messer, Schnallen aus Bronze und Eisen, Ton-, Glas- und Bernsteinperlen, Bronzenadeln mit Ösen, Almandinscheibenfibel, Feuersteine, schwarzgraue Tongefäße, doppeltkonische Töpfe, Henkelkannen“. Da über die dort vorgelegten Funde (ein Keramikgefäß, zwei Gläser, ein Schildbuckel) hinaus danach nichts mehr publiziert wurde, sind die von Wahle dokumentierten Stücke bei der genaueren zeitlichen Beurteilung des Begräbnisplatzes von größter Wichtigkeit. Während man die handgemachten Schalen mit Stempelverzierung und plastischen Rippen bzw. mit Rillenverzierung (Abb. 2 rechts oben) wohl dem mittleren 6. Jahrhundert zuweisen kann, gehören ein rauwandiger Henkeltopf der Mayener Ware und der späte Terra Sigillata-Becher (Abb. 1) in die 2. Hälfte des 5. Jahrhunderts. Eine chronologische Mittelstellung nimmt

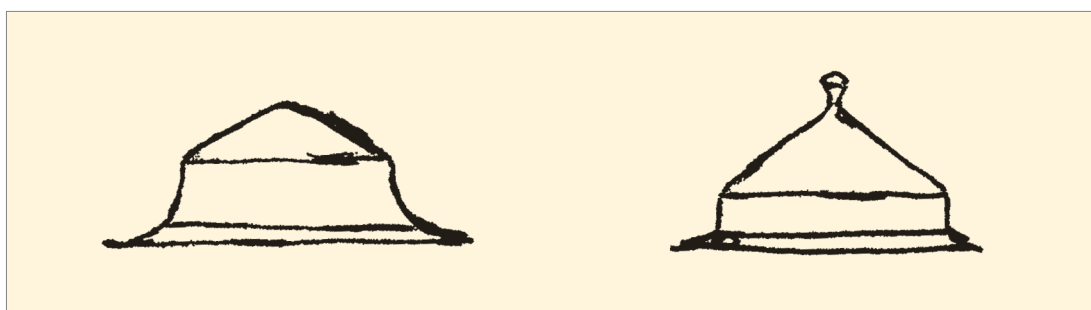


3 Bruchsal. Tongefäß (Skizze E. Wahle).



4 Wiesloch. Vier Tongefäße (Skizze E. Wahle).

5 Wiesloch. Zwei Schildbuckel (Skizze E. Wahle).



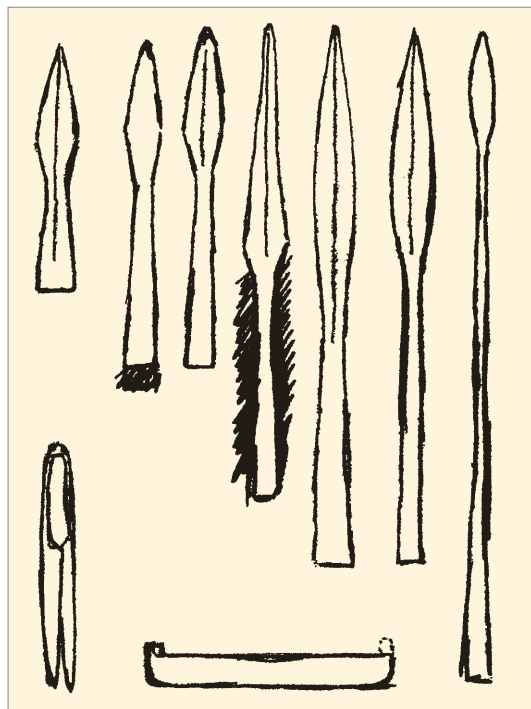
der scheibengedrehte frühe Knickwandtopf mit einschwingendem, gerilltem Oberteil (Abb. 2 links) ein, der im späten 5. oder im 1. Drittel des 6. Jahrhunderts hergestellt wurde. Somit liegen deutliche Hinweise dafür vor, dass die Edinger Nekropole zu den wenigen Friedhöfen im nördlichen Südwestdeutschland gehört, welche nicht in der Zeit um 500 abbrechen, als die Franken nach zwei siegreichen Schlachten in den Jahren 496/97 und 506 den Alamannen weite Gebiete östlich des Rheins entrissen und dem Merowingerreich eingliederten. Die Niederlassung germanischer Siedler im 5. Jahrhundert wird (leider ohne genauere Lokalisierung) an mindestens einer weiteren Stelle auf der Gemarkung auch noch durch einen Grabfund mit glättverziertem Drehscheibenkrug und handgemachter Ovalfazettenschale angezeigt. Eine kleine Schnalle des mittleren 5. Jahrhunderts, deren Beschlag einst mit zwei bohnenförmigen Edelstein- oder Glaseinlagen verziert war, steht möglicherweise sogar für einen dritten Begräbnisplatz.

Funde aus Bruchsal

In Bruchsal (Kr. Karlsruhe) barg man bereits in den Anfangsjahren des 20. Jahrhunderts im Areal „Bei der Reserve“ Gräber der 2. Hälfte des 5. Jahrhun-

derts und aus der Zeit um 500. Sie waren jedoch bisher trotz ihrer überregionalen Bedeutung nur im bereits erwähnten Corpuswerk zu den Fundstätten und Funden des Großherzogtums Baden von Ernst Wagner mit Ausnahme einer Bügelfibel unvollständig und ohne Abbildungen aufgelistet. Erst jüngst wurden die seit dem Zweiten Weltkrieg teilweise verlorenen Objekte von Folke Damming in seiner Dissertation über den südlichen Kraichgau zur Merowingerzeit zusammenhängend vorgestellt. Obwohl er auf Fotografien aus dem alten, vorkriegszeitlichen Museumsbestand der Bruchsaler Städtischen Sammlungen zurückgreifen konnte, war für eines der Tongefäße der einzige Nachweis durch eine Zeichnung Ernst Wahles zu erbringen (Abb. 3).

Es handelt sich dabei ausgerechnet um das auffälligste im gesamten keramischen Fundgut. Durch den markanten Absatz, der den Hals vom übrigen Gefäßkörper trennt, lässt es sich an rauwandige, graue Töpfe anschließen, die im 5. Jahrhundert hauptsächlich aus dem Mitteldonauraum bekannt sind. Im Gegensatz zu – meist glättverzierten – Krügen aus diesen Regionen, die in vorfränkischer Zeit in Südwestdeutschland häufiger auftreten, sind solche Töpfe bislang recht selten. Lediglich in der um 500 zerstörten Höhensiedlung auf dem „Runden Berg“ bei Urach wurden sie in



größeren Mengen angetroffen. Nach diesen Funden hat es den Anschein, dass die kleine Bruchsaler Gräbergruppe (laut Wahle handelt es sich um fünf Bestattungen) zu den Gräberfeldern vom Typ Hemmingen gehört, also zu jenen alamannischen Bestattungsplätzen gezählt werden muss, die in der Zeit um oder bald nach 500 abbrechen. Die fränkischen Reihengräber aus dem 6. und 7. Jahrhundert liegen – im Gegensatz zu Plätzen wie Edingen, wo sie an die Bestattungen des 5. Jahrhunderts anschließen –, an anderer Stelle im Bruchsaler Stadtgebiet im Bereich der Peterskirche.

Funde aus Wiesloch

Sind in den eben geschilderten Fällen von Edingen und Bruchsal dank der Arbeit Ernst Wahles wenigstens einige Fundstücke vor ihrem endgültigen Verlust bekannt gemacht worden, so verhält es sich mit Wiesloch (Rhein-Neckar-Kreis) ganz anders. Hätte Wahle im Jahre 1921 sowie bei einem weiteren Besuch fünf Jahre später in Mannheim außer den Gefäßen aus Edingen dort nicht auch zahlreiche Hinterlassenschaften aus dem Friedhof nördlich der Dornmühle aufgelistet und z.T. in Zeichnungen festgehalten (Abb. 4–6), wären sie völlig ohne wissenschaftliche Dokumentation untergegangen. Schon 1897 war man bei der damaligen Tonwarenfabrik auf frühmittelalterliche Gräber gestoßen und hatte 25 Bestattungen untersucht. Von den ins Mannheimer Schlossmuseum gelangten Funden skizzierte Wahle vier Tongefäße (Abb. 4), zwei Schildbuckel (Abb. 5), drei Schwerter, neun einschneidige Schwerter (Saxe), sieben Lanzen spitzen (Abb. 6 oben), eine Schere (Abb. 6 links außen), ein Hackmesser (Flachsbre-

che ?) (Abb. 6 unten Mitte), einen Ring und einen vierkantigen Stab, leider alle ohne Hinweise auf einstige Grabzugehörigkeit. Nach den zeitlich genauer einzuordnenden Waffen und den Gefäßen scheint die Belegung dieses Platzes vom frühen 6. Jahrhundert bis etwa ins 2. Drittel des 7. Jahrhunderts gedauert zu haben.

Damit ist dank der emsigen Dokumentations-tätigkeit Ernst Wahles zweifelsfrei sichergestellt, dass auf der Gemarkung von Wiesloch außer dem „großen“ Gräberfeld „Unterm Eichelweg“ in der Merowingerzeit noch ein weiterer zeitgleicher Friedhof existierte.

Literatur:

F. Damminger: Die Merowingerzeit im südlichen Kraichgau und in den angrenzenden Landschaften. Untersuchungen zur Siedlungsgeschichte des 5.–8. Jahrhunderts im Gebiet zwischen Oberrhein, Stromberg und Nordschwarzwald. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 61 (Stuttgart 2002) 208f. mit Abb. 49.

A. Dauber/E. Gropengießer/B. Heukemes/M. Schaab: Archäologische Karte der Stadt- und der Landkreise Heidelberg und Mannheim. Badische Fundberichte, Sonderheft 10 (Karlsruhe 1967) 18.

E. Gropengießer: Ernst Wahle 25. Mai 1889 – 21. Januar 1981. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 130, 1982, 357 ff.

U. Gross, Eine Silberfibel des 5. Jahrhunderts aus Bruchsal, Kreis Karlsruhe. Archäologische Nachrichten aus Baden 59, 1998, 12 ff.

U. Gross: Zeugnisse aus schriftloser Zeit. Funde der Völkerwanderungszeit und des Frühmittelalters in Wiesloch. In: Wiesloch. Beiträge zur Geschichte, Bd. 2 (Ubstadt-Weiher 2001) 27 ff.

D. Hakelberg: Deutsche Vorgeschichte als Geschichtswissenschaft – Der Heidelberger Extraordinarius Ernst Wahle im Kontext seiner Zeit. In: H. Steuer (Hrsg.): Eine hervorragend nationale Wissenschaft. Deutsche Prähistoriker zwischen 1900 und 1995. Ergänzungsbände zum Reallexikon der germanischen Altertumskunde; Bd. 29 (Berlin/New York 2001) 199 ff.

E. Wagner: Fundstätten und Funde aus vorgeschichtlicher, römischer und alemannisch-fränkischer Zeit im Großherzogtum Baden. Teil II: Das badische Unterland (Tübingen 1911) 194 Abb. 168.

J. Werner: Die frühgeschichtlichen Grabfunde vom Spielberg bei Erlbach, Ldkr. Nördlingen, und von Fürst, Ldkr. Laufen a. d. Salzach. Bayerische Vorgeschichtsblätter 25, 1960, 164 ff.; Taf. 17, 14.

Dr. Uwe Gross

LDA · Archäologische Denkmalpflege
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar

Der Konstanzer Münsterturm

Der badische Beitrag zu den Turmvollendungen des 19. Jahrhunderts in Deutschland

In einer Zeit, in der Konstanz zwar gerade die Funktion des Bischofssitzes verloren hatte, aber dabei war, aus einem fast dreihundertjährigen „Dornröschenschlaf“ nicht zuletzt aufgrund des Eisenbahnbaus und der damit verbundenen neuen Funktionen zu erwachen, erwachte auch das Münster aus einer ebenso lange währenden Bauruhe. Diese neue Bautätigkeit manifestiert sich besonders augenfällig in dem am 27. Juli 1853 vollendeten Maßwerkturnmhelm.

Frank T. Leusch

Eigentlich wäre ein „Erwachen“ bereits 1764 fällig gewesen, als die hölzerne Haube über dem Glockengeschoss des nördlichen Turmes eingestürzt war. Erst 1811 wurde sie in Stein erneuert und 1812 wurde auch die südliche Haube „versteinert“. 1823 musste dann das Turmwächterhäuschen auf der Dachpyramide des Mittelturmes repariert werden. Das Konstanzer Münster behielt jedoch sein Aussehen, welches es nach dem durch einen Brand notwendig gewordenen Wiederaufbau 1512 gewonnen hatte.

Wie wenig die Turmbekrönungen dem Zeitgeschmack des mittleren 19. Jahrhunderts entsprachen, verdeutlicht eine zeitgenössische Beschreibung des Münsterturmes durch den Konstanzer Arzt J. Marmor: „Die Laien in der Baukunst vergleichen diese Pyramide ... boshafterweise mit einer riesigen Champagnerflasche und den Gläsern dazu, oder auch mit einem Kegelspiele ...“ Wie auch heute nicht unüblich, musste wegen Nicht-

gefallens die Statik helfen. So machte 1843 der badische Baurat E. Oehl auf den mangelhaften und gefährlichen Zustand der Türme aufmerksam. Zunächst glaubte die „Hofdomänenkammer“ durch die Anordnung einer Reihe von Reparaturarbeiten das Problem kostensparend zu lösen. Ein weiteres Gutachten, diesmal vom Architekten F. T. Fischer, brachte die Angelegenheit in die in Konstanz gewünschte „Richtung“: „Der Unterzeichnete erlaubt sich hoher Hofdomänenkammer die Genehmigung der völligen Wiederherstellung dieses Münsters mit dem ergebnissten Anfügen zu empfehlen, dass durch den Verfall des äusseren derselben eines der herrlichsten Monumente gotischer Baukunst, das zu den schönsten seiner Zeit gehört, zu Grunde geht, was um so mehr zu beklagen wäre, da die nüchternen Verhältnisse der Jetztzeit nichts ähnliches mehr ins Leben zu rufen vermögen.“ 1844 gab dann Großherzog Leopold von Baden den Weg



1 Die Domkirche in Konstanz von der Nordseite, 1819. Radierung von Nikolaus Hug. Rosgartenmuseum Konstanz, Inv. Nr. T 257.

2 Ansicht von Westen, 1853. Stahlstich von Franz Hablitschek nach Zeichnung von Josef Merk. Rosgartenmuseum Konstanz, Inv. Nr. 1957/38.



frei zur Restaurierung des Konstanzer Münsters ganz im Sinne des mittleren 19. Jahrhundert „in einer dem Baucharakter entsprechenden Weise“, und 1846 wurde dann dem Karlsruher Baudirektor Heinrich Hübsch die Oberaufsicht über diese Restaurierungsarbeiten übertragen.

Im Rahmen dieser Restaurierungsarbeiten war 1850 das Wächterhaus und wohl auch die Pyramide abgetragen worden, um den Mittelurm sanieren zu können. Die Diskussion über die neue Ausgestaltung der Turmoberbauten begann 1851. Die Haubenabschlüsse der beiden seitlichen Türme, von Hübsch auch „Käseglocken“ genannt, missfielen dem Karlsruher Architekten, dennoch sind Entwürfe seiner Hand zu einer Doppelturmfassade nicht bekannt. Auf der Grundlage einer Planung, die über einem eingeschossigen Oktagon einen Haubenabschluss vorsah, waren die Arbeiten unter der Bauleitung des Baupraktikanten Leonhard begonnen worden. Diese eher unübliche Turmabschlusslösung ergab sich wohl aus der Forderung der Konstanzer Bevölkerung nach dem Erhalt der 1811 erneuerten seitlichen Hauben. Kaum mit den Arbeiten begonnen, verwarf man die Planung mit dem Haubenabschluss, das Oktagon wurde um ein weiteres erhöht, und die neue Planung sah nun anstelle der Haube einen um 16 Fuß höheren Maßwerkurmhelm vor. Ob diese Planänderungen nun tatsächlich von Heinrich Hübsch stammen oder ein Werk des Konstanzer Baurats Oehl sind, blieb bislang ungeklärt. Unbe-

stritten aber ist, dass Hübsch zu dieser Planung seine Zustimmung gegeben hat und die notwendige Finanzierung durchgesetzt hat.

Am 27. Juli 1853 konnten die Arbeiten an dem neuen Helm mit dem Einsetzen der Kreuzblume abgeschlossen werden. Die Existenz der beiden seitlichen Hauben blieben für Hübsch ein Ärgernis, und er versuchte 1855 erneut bei der „Hofdomänenkammer“ die Notwendigkeit ihrer Entfernung unter Hinzufügung einer Planung zu begründen: „wenn die fragl. Fialen und dagegen die Kuppeln, die nun zu dem spitzen Thurme einen falschen Kontrast bilden, abgetragen würden“. Der Versuch hatte erstaunlicherweise Erfolg: Die Hauben wurden noch im gleichen Jahr abgetragen und die seitlichen Turmabschlüsse entsprechend seiner Planung mit Balustraden und Fialen versehen. Ob Heinrich Hübsch mit seinem Werk wirklich zufrieden war, ist nicht ganz gewiss; schreibt er doch: „Der Ausbau der Hauptfacade war in architectonischer Beziehung eine sehr undankbare Aufgabe, weil hier zweierlei sehr verschieden gestaltete Parthien bereits vorhanden waren, wovon die eine nicht mehr mit der anderen in Harmonie gesetzt werden konnte.“ Besonders monierte er die massigen, fensterlosen Türme.

Abgesehen von St. Peter in Heidelberg, ein doch recht weitgehender Umbau des mittleren 19. Jahrhunderts mit einer etwa gleichzeitigen Turmvollendung des eher unbekanntes Architekten Ludwig Frank Marperger, ist die Turmvollendung des Konstanzer Münsters durch Heinrich Hübsch heute als der wichtigste Beitrag Badens zu den zahlreichen Turmvollendungen des 19. Jahrhunderts in Deutschland zu werten. Diese Einschätzung haben die Zeitgenossen von Hübsch meist nicht geteilt. In einem Kirchenführer aus der Zeit nach der Fertigstellung des Turmhelmes heißt es: „Sollte gar den Ausschlag gegeben haben, dass ein Thurm nach Adam Riese weniger kostet als deren zwei, dann wäre besser die ganze Restauration unterblieben.“ Der Konservator Franz Xaver Kraus hielt die Turmvollendung 1887 für „keine glückliche Lösung“ und Dr. Conrad Gröber (Erzbischof von Freiburg 1932–1948) meint 1912 in seinem Münsterführer: „Es fehlt jede Harmonie ...“. Ab 1928 wandelt sich die Einschätzung des Werkes von Heinrich Hübsch, und Arthur Valdenaire hält den Gedanken, die Westwand des Münsters mit einem Turm in der Mitte ausklingen zu lassen, „nicht nur originell, er ist geradezu genial zu nennen ...“ Alexander von Knorre hebt in seiner Dissertation von 1973 die Wirkung des Turmaufsatzes als eigenständiger Bauteil und als unverwechselbares Wahrzeichen von Konstanz hervor.

Nicht von ungefähr ist die Verwandtschaft des Konstanzer Maßwerkhelmes mit dem des Freiburger Münsters häufig hervorgehoben worden, und



3 Ansicht von Nordwesten 1856, Stahlstich von Louis Thümling nach Zeichnung von C. Dykerhoff. Rosgartenmuseum Konstanz, Inv. Nr. T 50.

4 Die Westfassade des Konstanzer Münsters, 2003.



eine Reihe von geschichtlichen Zusammenhängen sprechen dafür, dass dies von Heinrich Hübsch auch so beabsichtigt wurde. Nur dreiundzwanzig Jahre, nachdem der Sitz des Bistums von Konstanz nach Freiburg verlegt wurde, erhält die alte Bischofskathedrale im Jahre 1850 einen Turmhelm, der dem der neuen Kathedrale doch auffallend ähnlich ist. Zu Füßen dieses Turmes lebte Ignaz Heinrich Freiherr von Wessenberg bis zu seinem Tod am 9. August 1860. Ihm, dem Bistumsverweser, hatten die deutschen Fürsten entsprechend dem Konkordat ihre Zustimmung zur Bischofsernennung gegeben, Wessenberg war aber wegen seiner aufgeklärten Haltung sowohl 1817 als auch 1827 vom Vatikan als Bischof von Rottenburg und als Erzbischof von Freiburg abgelehnt worden. Während seiner Studienzeit in Heidelberg hörte Heinrich Hübsch ab 1818 die Vorlesungen der liberalen und aufgeklärten Philosophen Georg Friedrich Creuzer und Jakob Friedrich Fries, Professoren, mit denen Wessenberg korrespondierte und deren Werke sich in seiner umfangreichen Bibliothek befanden. Die Kirchenneubauten des Heinrich Hübsch, die er als Nachfolger Weinbrenners errichtete, sind gekennzeichnet durch Schlichtheit und Strenge in der Form und entsprechen damit den theologischen Gedanken Wessenbergs. Der Verdacht liegt nahe: Sollte es sich bei dem Konstanzer Maßwerkhelm um eine Architektur gewordene Manifestation von Liberalität und Aufklärung handeln?

*Dr. Frank T. Leusch
LDA · Bau- und
Kunstdenkmalspflege
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau*

Denkmalverschleiß durch Massentourismus? Welterbestätte Reichenau



Der nachfolgende Artikel befasst sich aus aktuellem Anlass mit einem brisanten Thema, der Insel Reichenau als Welterbestätte: Was und wie viel vermag ein Kulturdenkmal zu verkraften? Wer kennt sie nicht, die in großen Gruppen auftretenden Reisenden, die nach einem Besuch der Mainau mal eben noch die kulturträchtige Nachbarinsel besuchen, mal eben noch einen Blick in St. Georg oder eine der anderen Kirchen werfen? In der Minderzahl sind die Gruppen, die sich in einer mindestens einstündigen Führung auf eine tiefer greifende Auseinandersetzung einlassen und ruhig in den Bänken verharren. Dem überwiegenden Teil der Besucher stehen kaum mehr als 10 Minuten zur Verfügung, Tür auf, Tür zu, ein kurzer Blick und man kann behaupten, auch diese Welterbestätte besucht zu haben. Wer einmal ein Brückenwochenende bei fröhlicheren Temperaturen in St. Georg erlebt hat, beginnt zu ahnen, welchen Strapazen eine bedeutende Kirche wie St. Georg im Laufe eines Jahreszyklus ausgesetzt wird.

Nur 13 Jahre nach Abschluss der Gesamtrestaurierung und 15 Jahre nach Abschluss der Konservierung der Wandmalereien im Mittelschiff ist es wieder so weit: Die Wandmalereien werden im September dieses Jahres eingerüstet, um dringend erforderliche Konservierungsmaßnahmen sowie eine erneute Oberflächenreinigung durchzuführen. Im Folgenden ein Blick auf die Zusammenhänge.

Helmut F. Reichwald



1 Reichenau-Oberzell,
St. Georg. Kircheninnen-
raum nach Osten, 1988.



2 St. Georg. Besucher in der Westapsis vor offen stehenden Türen.

3 St. Georg. Die Kirche dient als Fahrradständer.

4 St. Georg. Die Vorhalle wird zur Garderobe umgenutzt.



Massentourismus ist zu einem Reizwort in der Denkmalpflege geworden, weil sich damit eine Vielzahl von Problemen für das Kunst- und Kulturgut verbindet, auf die anders zu reagieren ist als auf die uns bekannten Nutzungsansprüche im Sakralbau. Durch die traditionellen, auf der Insel Reichenau noch gelebten, kirchlichen Anlässe und Feiertage der Patrozinien ergibt sich eine durchweg positiv zu bewertende, liturgische Nutzung der Kirchenräume. Diese Nutzung, die über Jahrhunderte gegeben war, beschränkte sich auf eine gelebte Liturgie und hat mit den profanen Nutzungen heutiger Zeit nichts gemeinsam. Großveranstaltungen in den Kirchenräumen und Massentourismus bewirken erhebliche Klimaschwankungen, die sich nachteilig auf die historische Ausstattung auswirken.

Am Beispiel der drei Kirchen auf der Reichenau: St. Marien- und Markuskloster in Mittelzell, St. Peter und Paul in Niederzell sowie St. Georg in Oberzell lässt sich belegen, in welchen Zeitabständen gegenüber bisherigen Restaurierungen die Verschmutzung der Innenräume und deren Ausstattung zugenommen hat. Alle drei Kirchen sind im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts umfassend restauriert worden. Der Innenraum des St. Marien- und Markusklosters in Mittelzell – zuletzt 1967 restauriert – war Ende der 1990er Jahre wieder derart verschmutzt, dass eine Gesamtreinigung der Vierung mit Querhaus, der Seitenschiffe und des Mittelschiffs sowie des Westwerks mit Teilreparaturen an den Wandflächen anstanden. Die Konservierung der Wand- und Deckenmalereien im Chor sowie eine Oberflächenreinigung sind für 2004 vorgesehen.

In Niederzell wurde der Innenraum von St. Peter und Paul 2001 einer Gesamtreinigung unterzogen. An der Apsisausmalung erfolgte eine Oberflächenreinigung und Konservierung des zuletzt 1977/78 restaurierten Malereibestandes. Die Konservierungsmaßnahmen in der Vorhalle sind für das Jahr 2004 vorgesehen.

In St. Georg in Oberzell steht nun ab September 2003 eine große Wartungsmaßnahme an, in mehreren Kampagnen werden die bedeutenden Wandmalereien erneut gereinigt.

In allen drei Kirchen konnten wichtige Erkenntnisse über den Erhaltungszustand der Innenräume und der Ausstattung gewonnen werden.

Es sind Erkenntnisse, die im Zusammenhang mit den immer kürzer anzusetzenden Renovierungsintervallen stehen. Hierbei geht es nicht um Schönheitsreparaturen, sondern um groß angelegte Wartungen, die den gesamten Innenraum betreffen. Die sonst übliche, andernorts meist zutreffende Ursache erheblicher Verschmutzungen, die auf technisch unzureichend ausgelegte oder falsch betriebene Heizungen zurückzuführen sind, kommen für die Reichenauer Kirchen nicht als alleinige Gefahrenquelle in Betracht.

Von St. Georg liegen umfassende Erkenntnisse vor, weil mit der Konservierung des bedeutenden Malereizyklus in den 1980er Jahren eine Dokumentation angelegt wurde, die nachfolgend bei mehreren Wartungen fortgeschrieben werden konnte und uns somit den Verlauf von Veränderungen aufzeigt.

Als im 19. und 20. Jahrhundert eine Euphorie der Wiederentdeckung historischer Zustände begann – dafür gibt es in den Kirchen der Reichenau hinreichende Beispiele – ergaben sich neue Anforderungen an die Erhaltung der aufgedeckten Malereifunde. Waren bis dahin die Kirchen der Reichenau den Gläubigen der Insel vorbehalten, entstand nach der Aufdeckung der Wandmalereien in St. Georg, St. Peter und Paul und später im Münster eine Wallfahrt von Interessierten, die das Neuentdeckte sehen und betrachten wollten. Anfänglich war dies sicherlich keine zusätzliche Belastung für die Kirchen, da der Besucherstrom

sich in Grenzen hielt und eher von Kunstinteressierten wahrgenommen wurde. Mit zunehmender Mobilität und Popularität der Reichenauer Kirchen wuchs besonders ab den 1960er Jahren der Zustrom Interessierter, die heute als Reisegesellschaften und ganze Busladungen vor den Kirchen abgeladen und – wie zu beobachten – nach einer kurzen Verweildauer zur nächsten Kirche transportiert werden. Der Prozentsatz gut organisierter Reisen mit fachkundigen Führungen ist eher gering. Hinzu kommen mit steigender Tendenz in den Sommermonaten täglich Hunderte von Radtouristen, die ihre Räder willkürlich an die Außenmauern der Kirchen lehnen oder bei Regentagen sogar „geschützt“ in der Vorhalle von St. Georg abstellen. Ähnliches ist auch in Niederzell und Mittelzell zu beobachten.

Was bedeutet dies nun für den historischen Bestand der Kirchen, wenn dieser Massentourismus anhält, und welche Möglichkeiten gibt es, diesen in geordnete Bahnen zu lenken? Bevor diese Frage zu beantworten ist, soll hier kurz auf den Malerei- und Ausstattungsbestand in den drei Kirchen eingegangen werden, um anhand der festgestellten Veränderungen gezielte Aussagen treffen zu können.

St. Georg in Oberzell

Die Malereibestand im Mittelschiff von St. Georg in Oberzell wurde ab 1879 freigelegt, die acht Hauptbilder verhängte man 1890/92 mit beweglichen Bildtapeten, auf die man die Bildszenen kopierte. Die übrigen Wandflächen erhielten eine Neuaußmalung / Übermalung nach der vorgefundenen Gliederung. Mit der Restaurierung von 1921/22 fielen die Bildtapeten einer veränderten Denkmalauffassung zum Opfer, das übermalte Umfeld der acht szenischen Darstellungen (Apostel, Mäander, Ornamentstreifen, Äbte, Arkaden-

5 St. Georg. Hebebühne für die Schadensuntersuchung durch das Landesdenkmalamt, 1994.



bögen, Fenstergewände u.a.) passte man dem unter den Bildtapeten reduziert erhaltenen Malereibestand an, indem die Übermalungen des 19. Jahrhunderts durchgerieben wurden. Anfang der 1980er Jahre legte das Landesdenkmalamt (Restaurierung) eine umfangreiche Bestandsaufnahme und Dokumentation an. Nachfolgend wurde der Malereibestand gesichert und gereinigt. Nach Abschluss der Restaurierung der Malereien im Mittelschiff 1988 fanden ab 1992 über Gerüste und später über eine Hebebühne vier je einwöchige Wartungsintervalle statt, um den Zustand und die Veränderungen zu kontrollieren und zu erfassen (1992, 1994, 1998, 2001). Anhand der vorliegenden Dokumentation der 1980er Jahre, die sich bis in den Makrobereich erstreckte, ist es möglich, auch geringste Ansätze von beginnenden Schäden zu erfassen bzw. den Bestand zu kontrollieren. Elektronische Messsonden, verteilt auf verschiedene Höhen im gesamten Innenraum, erfassen Temperatur und Relative Luftfeuchte im Stundentakt. Diese laufen ganzjährig. Die ausgewerteten Messungen zeigen zu bestimmten Tageszeiten in den Sommermonaten erhebliche Feuchte- und Temperaturschwankungen. Nach den Kriterien der Wartungskontrollen lassen sich Aussagen treffen, in welchen Zeiträumen und Zeitabständen Verschmutzungen auf den Malereien zugenommen haben und welches Gefahrenpotenzial sich im Laufe der Jahre entwickelt hat und den Malereibestand zunehmend gefährdet.

Nach Auswertung der Wartungsintervalle mit dem letzten Stand von 2001 ist eindeutig belegt, dass die Verschmutzungen nach der Restaurierung 1988 anfänglich kaum festzustellen waren, aber ab Mitte der 1990er Jahre erheblich zugenommen haben. Nach 15 Jahren haben wir einen Verschmutzungsgrad erreicht, der dem von 1982 entspricht. Immerhin lagen damals über 60 Jahre seit der Restaurierung von 1921/22 dazwischen. An der Nordwand ist im oberen Teil der Bildszenen ein erheblicher Pilzsporenbefall aufgetreten, der seinen Nährboden aus der von Mezger 1921/22 aufgetragenen dünnen kaseingebundenen Übermalung zieht und den darunter liegenden Originalbestand gefährdet. Grundsätzlich sind Veränderungen vorangegangener Restaurierungen bei der letzten Konzeptfindung belassen worden. Bei den zwei letzten Wartungen 1998 und 2001 konnte das rasante flächige Ausbreiten des Pilzbefalls erstmals beobachtet werden. Weiterhin tritt in jüngster Zeit an der Westapsis vermehrt ein bakterieller Befall auf (so genannter „rosa Befall“), der sich ebenfalls zunehmend flächig ausbreitet. Begünstigt wird dieses Wachstum durch zu hohe Luftfeuchtigkeit und Kondenswasserbildung. Weiterhin ist zu beobach-



aggressive Bestandteile beinhalten. Die Klimaschleuse in der Vorhalle, die mit dem Einbau der vorderen Eingangstüre 1988 geschaffen wurde, ist wirkungslos, da die Besuchermassen nicht den Sinn verstehen und aus Bequemlichkeit die Türen ständig geöffnet lassen.

In St. Georg ist ein Zustand erreicht, der eine erneute Einrüstung notwendig macht, um diese Ablagerungen zu entfernen, weil die Gefahr einer Verklebung von Schmutz und Malerei ebenso besteht wie das Durchwandern der originalen Malschicht durch Pilzmyzele. Die immer kürzer werdenden Restaurierungsintervalle belasten den Malereibestand erheblich. In St. Georg ist aber auch ein Zustand erreicht, der konkretes Handeln im Hinblick auf die Schadensursachen erforderlich macht. Die Türanlagen werden technisch so aufgerüstet, dass sie nicht mehr offen stehen bleiben können. Gedanken wird man sich zudem über Zwangsbe- und Zwangsentlüftungen machen müssen, die digital gesteuert auf Innen- und Außenklima reagieren. Nicht zuletzt wird man auch konkrete Vorschläge für die „Steuerung“ des Tourismusstroms unterbreiten müssen.

6 St. Georg. Malereibestand der Nordwand, vierter Abt von Westen. Verschmutzung im Bereich der Arkadenzone.



Marienmünster in Mittelzell

Eine Gesamtinstandsetzung des Marienmünsters in Mittelzell fand 1967 statt, seinerzeit hatte man auch hier Malereien freigelegt und restauriert. Wegen starker Verschmutzung erfolgte Ende der 1990er Jahre eine Reinigung und Reparatur der Wandflächen im Kirchenschiff. Die Verschmutzung war nach 30 Jahren erheblich und ist bereits jetzt wieder nach der letzten Reinigung von 1997

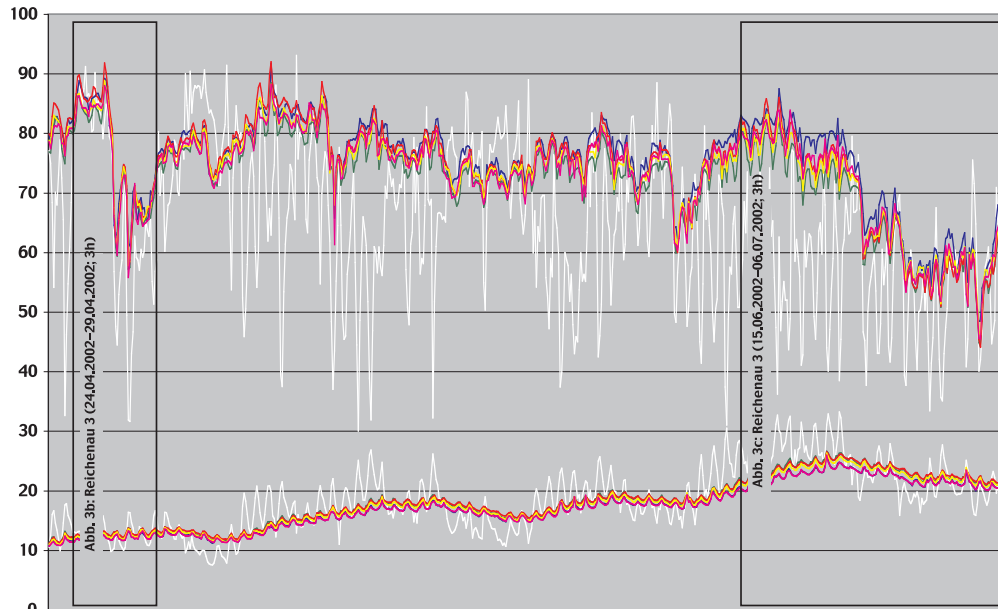
ten, dass sich in den Arkadenbögen Pilzmyzele flächig auf dem Malereibestand ausbreiten.

Das ständige Öffnen der Eingangstüre durch die Besucher, die bei ungünstiger Witterung erhebliche Feuchtigkeit in den Kirchenraum einbringen, beschleunigt das Wachstum von Pilzbefall und Mikroorganismen. Problematisch ist auch die Übergangszeit, wenn die Wände von den Wintermonaten noch kalt sind, und die erste warme Luft des Frühjahrs durch offen stehende Türen hereingelassen wird. Mit der Fluktuation der Besuchermassen bleiben die Türen trotz anders lautenden Mahnungen (Beschilderung) zunehmend offen stehen.

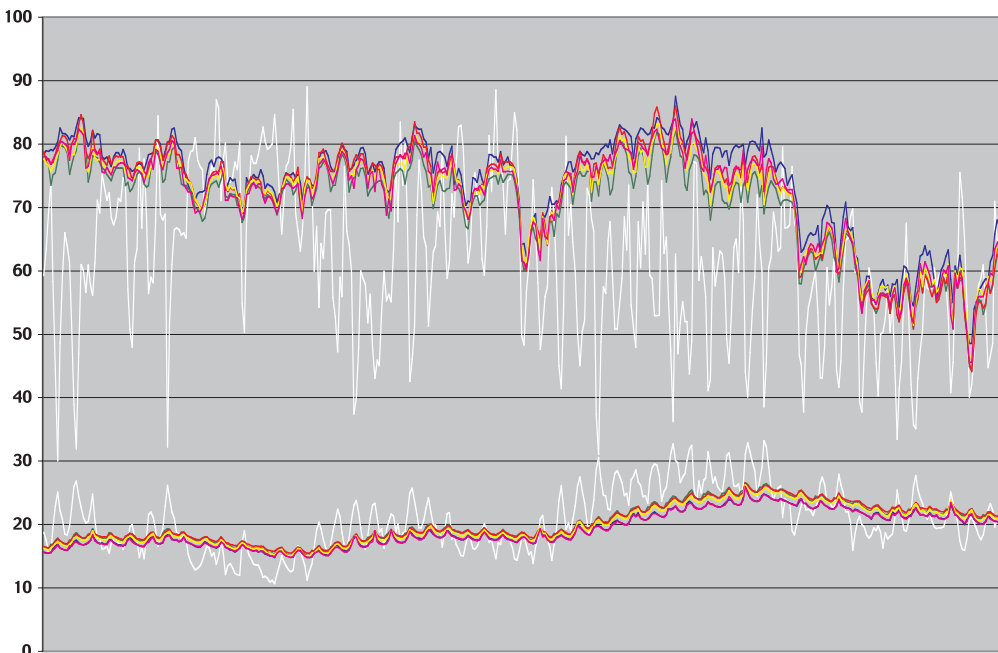
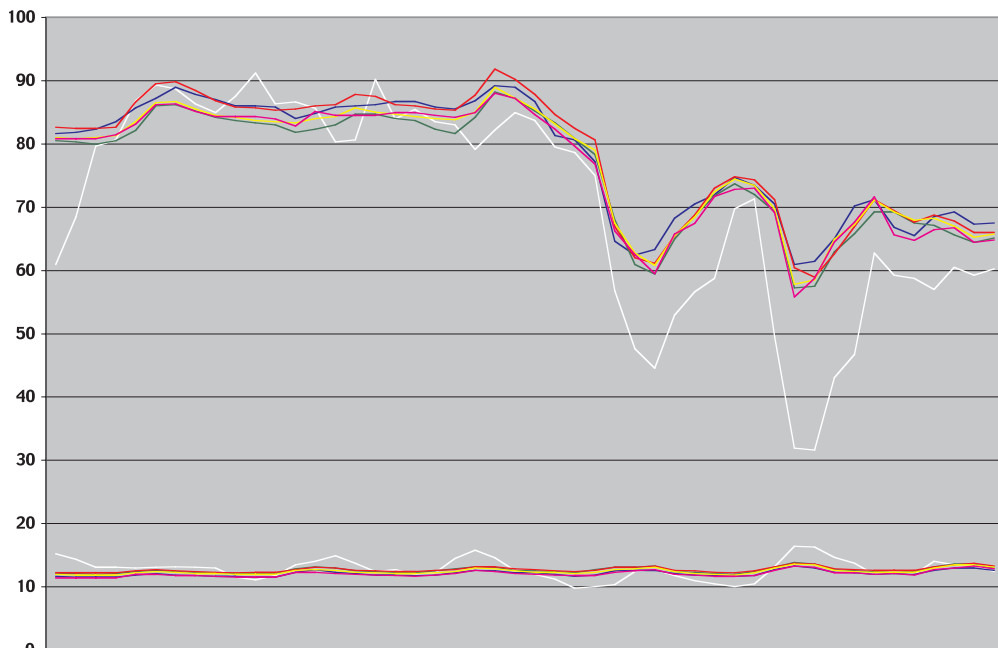
Durch den zunehmenden Besucherandrang, der sich im Kirchenraum bewegt und sich nur bei geordneten Führungen längere Zeit in den Bänken aufhält, entwickeln sich Turbulenzen, die ständig Staubpartikel in die bemalten Wandzonen transportieren, wo sich diese ablagern. Verschmutzungen und Feuchtigkeit bilden auf den Malschichten ein nicht zu unterschätzendes Gefahrenpotenzial, zumal in der heutigen Zeit Verschmutzungen auch



7 St. Georg. Malereibestand der Nordwand. Reinigungsprobe im gelben Hintergrund der Heilung des Wassersüchtigen mit Abnahme der braunen Pilzsporen.



8 a Gesamtkurve. Beispiel für eine Klimamessung in St. Georg im Zeitraum vom 22. April 2002 bis 6. Juli 2002 als Übersicht zu den Klimaschwankungen. Die oberen farbigen Kurven zeigen die relative Luftfeuchte im Innenraum, die zwischen ca. 45% und 93% schwankt, die unteren farbigen Kurven zeigen die Temperatur im Innenraum, die sich zwischen 12 Grad Celsius und 25 Grad Celsius bewegt. Die hinterlegten weißen Kurven geben das entsprechende Außenklima wieder. Die verschiedenen Farben der Kurven repräsentieren die verschiedenen im Innenraum verteilten Messsonden. Die teils nachvollziehbare Abhängigkeit des Innenklimas vom Außenklima deutet auf falsches Lüftungsverhalten und offen stehende Türen hin.



8 b u. c Detailkurven. Wie die Abbildung der Gesamtkurve, aber hier mit Wiedergabe kleinerer Zeitspannen. Das erste Diagramm zeigt mit den gleichen Parametern wie die Gesamtkurve den Zeitraum der Klimamessungen vom 24. April 2002 bis zum 29. April 2002, das zweite Diagramm zeigt den Zeitraum vom 15. Juni 2002 bis zum 6. Juli 2002.

zu beobachten. Auch wenn der Kirchenraum angesichts seiner Größe mehr verkraftet und sich Besucher im Raum verteilen, bestehen grundsätzlich die gleichen Ursachen und Gefahren wie in St. Georg. 2002 wurden die Malereien im Chor an der Südwand untersucht, eine Restaurierung des gesamten Chorraums ist für 2004 vorgesehen. Auch im Chor sind erhebliche Schmutzablagerungen zu beobachten, die auf den Malereien liegen und zum Teil bereits mit dem Untergrund verklebt sind.

St. Peter und Paul in Niederzell

In St. Peter und Paul in Niederzell fand die Innenrenovierung nach einer Großgrabung 1977/78 ihren Abschluss. Wegen erheblicher Verschmutzungen wurde 2002 eine Reinigung der Innenraumschale durchgeführt. Auch hier waren nach 25 Jahren wieder Eingriffe notwendig, um die erheblichen Schmutzablagerungen zu beseitigen. Die 1905 freigelegten Apsismalereien sind bei der Restaurierung 1977 nur mit weichen Pinseln abgestaubt worden. Bei einer Untersuchung 2001 konnten wieder erhebliche Schmutzablagerungen festgestellt werden, die sich mit der 1905 aufgetragenen Übermalungsschicht von Mezger verbunden hatten. In Niederzell war zu beobachten, dass der Verschmutzungsgrad im Zeitraum von 1977 bis 2001 erheblich größer war als von 1905 bis 1977.

Das Verkleben der Staubablagerungen ist auch hier auf eine hohe Luftfeuchtigkeit zurückzuführen, die u. a. durch die Besucherströme verursacht wird.

In allen drei Kirchen der Reichenau hat sich nach den Restaurierungen eine in immer kürzeren Abständen zunehmende Verschmutzung der Kircheninnenräume gezeigt. Durch die Messungen in St. Georg können tagsüber erhebliche Schwankungen der Relativen Luftfeuchte beobachtet werden, die an weniger besuchten Tagen auf Werte zurückgeht, die denen vor 15 Jahren entsprechen. Weiterhin ist zu beobachten, dass bei Führungen – wenn sich Gruppen von 30 bis 40 Teilnehmern ca. eine Stunde im Kirchenraum aufhalten und die Türen geschlossen bleiben – die Werte annähernd konstant bleiben.

Es steht außer Frage, dass eine Übernutzung der Kirchen auf der Reichenau durch den Massentourismus den Denkmalbestand erheblich strapaziert. In naher Zukunft, wenn nicht schon jetzt, muss überlegt werden, wie das nun erhobene Welterbe bewahrt und geschützt werden kann. Eine andernorts wie auch im Ausland bewährte Methode, durch Erheben von Eintrittsgeldern die Besuchermassen zu beschränken oder durch geschlossene Gruppen bei bezahlten Führungen die Bedeutung des kulturellen Erbes zu vermitteln, ist ernsthaft zu diskutieren. Es ist ein Irrglaube, durch Restaurierungen den Bestand erhalten zu können, damit dieser auch nachfolgenden Generationen noch zur Verfügung steht.

Welterbe als Bewahrungsauftrag – Denkmalverschleiß durch Massentourismus – sollte bei der Bedeutung des Kirchenbestandes und seiner Ausstattung auf der Reichenau nicht dem Zufall überlassen werden. Vielmehr müssen die Verantwortlichen schon jetzt die Weichen für die Zukunft stellen. Die jetzt noch frei verfügbaren Begehrlichkeiten der Touristen sollten durch Sinneswandel und Hinweise auf die Einmaligkeit den Besuchern das Gefühl vermitteln, etwas Besonderes sehen zu dürfen. Und das hat eben seinen Preis.

Literatur:

H. F. Reichwald, Die ottonischen Monumentalmalereien an den Hochschiffwänden in der St. Georgskirche auf der Insel Reichenau. Veränderungen – Bestand – Maltechnik. In: Zeitschrift für Kunsttechnologie und Konservierung 2 (1988), S. 107–170.

Dörthe Jakobs, Die Wandmalereien von St. Georg in Reichenau-Oberzell. Untersuchung – Dokumentation – Kontroversen. In: Wandmalerei des frühen Mittelalters. Bestand, Maltechnik, Konservierung, hg. von Matthias Exner (ICOMOS – Hefte des Deutschen Nationalkomitees XXIII), München 1998, S. 161–190.

Dörthe Jakobs, Sankt Georg in Reichenau-Oberzell. Der Bau und seine Ausstattung (Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg, Bd. 9), hg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, 3 Bde., Stuttgart 1999.

Helmut F. Reichwald
König-Karl-Straße 20
70372 Stuttgart



Zwei Meisterwerke in Baden? Die Georgskirchen in Reichenau-Oberzell und in Rittersbach

Die 1886 errichtete neuromanische Basilika in Rittersbach, Gemeinde Elztal (Neckar-Odenwald-Kreis) besitzt eine reiche Ausstattung, darunter eine Kopie des Bildprogrammes der St. Georgskirche in Reichenau-Oberzell mit den acht monumentalen Wunderszenen aus dem Leben Christi, die dort wenige Jahre zuvor aufgedeckt worden waren. Diese Rittersbacher Wandmalereien sind ein interessantes Kapitel in der Rezeptionsgeschichte der Oberzeller Wandmalereien.

Der Innenraum von St. Georg in Rittersbach wurde 1969/70 stark purifizierend restauriert. Schwere Schäden an den Wandmalereien führten im Jahr 2000 zu einer Bestandsanalyse und zur Aufstellung eines Maßnahmenkonzeptes. 2001/2002 konnten die Malereien durch eine Arbeitsgemeinschaft von drei Restauratoren konserviert werden.

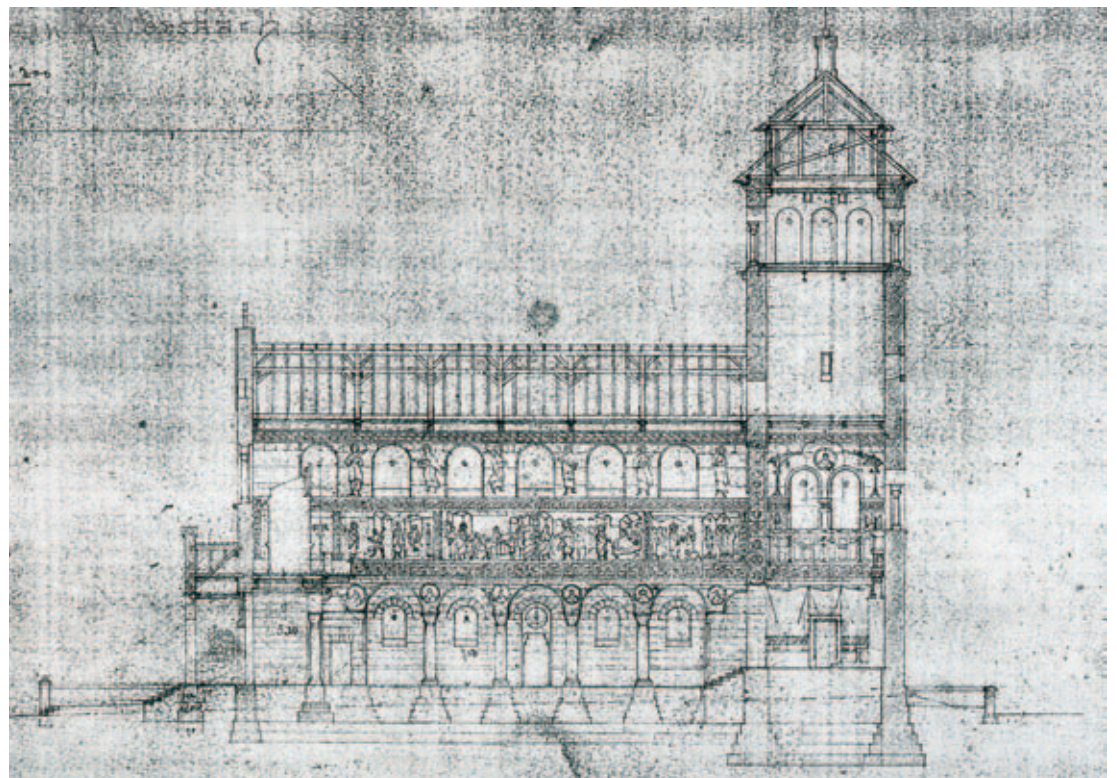
Dörthe Jakobs/Ulrike Piper/Günther Dürr/Georg Schmid

Die Meisterfrage

„Als ich St. Georg in Oberzell betrat, stellte ich freudig überrascht fest, daß in Rittersbach Kreis Mosbach / Baden [...] eine Kirche des gleichen Baustils steht. Das erstaunlichste für mich ist jedoch die Tatsache, daß beide Kirchen die gleichen Wandmalereien besitzen. [...]. Ein kunstsachver-

ständiger Kollege, der mich begleitete, hält es für unmöglich. Ich bin überzeugt, daß die Bilder beider Kirchen vom gleichen Meister stammen. Die Kirche in Rittersbach trägt meines Wissens ebenfalls den Namen St. Georg. Sehr verbunden und dankbar wäre ich Ihnen, wenn Sie meine Vermutung bestätigen würden.“

Leider sah sich das Erzbischöfliche Bauamt in Hei-



1 Längsschnitt der Kirche in Rittersbach mit einskizzierten Bildszenen der Südwand (!). Skizze von Maier, ohne Datum. Erzbischöfliches Bauamt Heidelberg.



kann, für die Rezeptionsgeschichte von Oberzell im Zuge der Entdeckung des einzigartigen Wandmalereizyklus ist die Bedeutung der Rittersbacher Kirche sicher nicht zu unterschätzen. Wie es zu dieser kuriosen Bau- und Ausstattungsgeschichte kam, davon zeugen umfangreiche Akten und Pläne im Archiv des Erzbischöflichen Bauamtes in Heidelberg sowie im Erzbischöflichen Archiv in Freiburg.

Baugeschichten zu Oberzell und Rittersbach

Nach schriftlicher Überlieferung muss bereits Anfang des 14. Jahrhunderts eine Pfarrkirche in Rittersbach bestanden haben. 1737 erfolgte die Weihe einer mit barocken Stilelementen renovierten Kirche. Bereits dieser Bau war dem Hl. Märtyrer Georg gewidmet. Wenige Jahrzehnte später mehrten sich die Klagen über den Bauzustand und die unzureichende Größe der Kirche. 1772 schlossen sich eine erneute Renovierung des Schiffs und ein Turmneubau an. Ab 1820 wurde um einen erweiterten Neubau gestritten, auch an verschiedenen Planvorschlägen hatte es offenbar nicht gemangelt. Kern der Auseinandersetzung war die Frage der Mitfinanzierung eines Neubaus durch die Filialgemeinden, die sich mit der Tochtergemeinde Muckental gar über eine gerichtliche Klage bis über die Grundsteinlegung hinaus hinzog.

Eine entscheidende Wende in der Phase der Planungsvorbereitung ist offenbar dem Leiter des Erzbischöflichen Bauamtes in Mosbach, Bauin-

2 Querschnitt der Kirche in Rittersbach mit Triumphbogenwand und Chor mit Hochaltar. Skizze von Maier, ohne Datum. Erzbischöfliches Bauamt Heidelberg.

delberg gezwungen, diese Anfrage von 1969 dahingehend beantworten zu müssen, dass es sich bei der Rittersbacher Kirche lediglich um eine Kopie nach dem Vorbild von St. Georg auf der Reichenau handele.

Zwei Meisterwerke von gleicher Hand, das wäre doch zu spektakulär gewesen. Auch wenn sich die Kopie nicht an ihrem großen Vorbild messen



3 St. Georg in Reichenau-Oberzell von Südwesten. Aufnahme Nachlass G. Wolf, um 1900. Stadtarchiv Konstanz.

spektor Ludwig Maier, zu verdanken. Gegenüber einer Planvorlage von 1881 mit Baukosten in Höhe von 72.000 Mark vermochte er einen neuen und vor allem 8.000 Mark billigeren Vorschlag zu unterbreiten, nämlich eine Kopie der um 896 erbauten Georgskirche von Oberzell auf der Reichenau. Dass St. Georg auf der Reichenau zu dieser Zeit in aller Munde war, ist der Entdeckung und Freilegung des bedeutenden Wandmalereizyklus aus dem 10. Jahrhundert zu verdanken, der als hervorragendstes Denkmal der ottonischen Kunst gilt. Am 29. Juni 1879 erstattete der damalige Pfarrer Feederle von Oberzell Bericht über die Entdeckung der Wandmalereien an den Katholischen Oberstiftungsrat. Die vollständige Freilegung der Wandmalereien vollzog sich mit Winterpausen und Gerüstumstellung im Zeitraum von Juni 1879 bis Mai 1881. Nach der Aktenlage im Erzbischöflichen Archiv Freiburg zu urteilen, lag die Arbeit der Freilegung weitgehend in den Händen von Maurermeister Sauter und Pfarrverweser Feederle. Franz Baer, ab 1880 erzbischöflicher Bauinspektor, war als Sachverständiger vom Erzbischöflichen Bauamt in Freiburg die Leitung der Arbeiten übertragen worden. Seine Beteiligung an den Freilegungsarbeiten beschränkte sich jedoch nachweislich auf nur wenige Tage im Jahr. Als sein „Gehilfe“ tritt ein „Architect Louis Maier“ in Erscheinung, der zwischen Mai und Juni 1881 auch mehrfach Hilfe bei der Herstellung von Pausen der Wandbilder leistete.

„Louis Maier“ müssen die Kirche und insbesondere die Wandmalereien während seiner Hilfstätigkeit ans Herz gewachsen sein, sodass er in sei-

ner späteren Funktion als Bauinspektor und Leiter des Erzbischöflichen Bauamtes in Mosbach sich ihrer wieder erinnerte. Jedenfalls fertigte er eigenhändig Planunterlagen mit Maßangaben, u. a. auch einen Längsschnitt der geplanten Kirche, in den er die Bildszenen der Südwand (!) einskizzierte (Abb. 1), wohl weil die Rittersbacher Kirche nicht geostet ist, der Chor also im Westen liegt. Dies wurde später korrigiert, indem man ungeachtet der Ausrichtung der Kirche die Bildszenen wie in Oberzell anordnete.

Am 24. Mai 1886 erfolgte die Grundsteinlegung zum Bau der Rittersbacher Georgskirche. Bereits Ende August 1886 konnte der Dachstuhl aufgeschlagen werden, und im September feierte man das Richtfest.

Original und Kopie

Ungeachtet der nicht nach Osten ausgerichteten Kirche wird im Folgenden die „herkömmliche“ Beschreibung für St. Georg in Rittersbach beibehalten. Nähert man sich den beiden Kirchen von Westen, so fallen auf den ersten Blick mehr Unterschiede als Gemeinsamkeiten ins Auge (Abb. 3, 4). Nicht nur die auf die jeweiligen regionalen Vorkommen zurückzuführenden Baumaterialien geben den beiden Kirchen ein völlig unterschiedliches Gepräge: Während das Wacken- und Bruchsteinmauerwerk in Oberzell verputzt wurde, beließ man die aus roten Sandsteinquadern errichtete Georgskirche in Rittersbach material-sichtig. Ohne Frage interpretierte man das Äußere in Rittersbach sehr großzügig und suchte offensichtlich auch nach „romanischer“ anmutenden Lösungen, wie dies die Turmgestaltung mit den bogenförmigen Schallarkaden und das große Halbbogenfenster über dem Westportal zeigen. Auch viele andere Details in Rittersbach lassen Abweichungen von dem „Vorbild“ erkennen und werfen die Frage auf, inwieweit St. Georg in Rittersbach die Baugeschichte von Oberzell reflektiert oder gar „korrigiert“.

Die Verkürzung der Rittersbacher Kirche im Osten – unter Wegfall der Vierung mit den nördlichen und südlichen Anräumen – hatte sicher mehr praktische Zwecke. Darunter fällt auch der Verzicht auf die Kryptenanlage, der eher mit einer Reduzierung der Baukosten und der liturgisch nicht mehr relevanten Konzeption begründet gewesen mag als mit bauhistorischen Überlegungen. Dem dreischiffigen Langhaus schließt sich in Rittersbach nach Osten folglich unmittelbar der um wenige Stufen erhöhte, rechteckige Chor an (Abb. 5a–c). Die ursprünglich symmetrisch ausgeführten Räume nördlich und südlich des Chorraums geben sich als Funktionsräume neuer Konzeption zu erkennen.



4 St. Georg in Rittersbach von Südwesten. Aufnahme vor 1970. Erzbischöfliches Bauamt Heidelberg.



5a St. Georg in Reichenau-Oberzell, Innenraum nach Osten mit den Bildtapeten von C. Ph. Schilling, 1890/92. Aufnahme Nachlass G. Wolf. Stadtarchiv Konstanz.

5b St. Georg in Reichenau-Oberzell, Innenraum nach Osten. Aufnahme um 1936. Landesbildstelle Württemberg, Stuttgart.



An die Stelle der großen Eingangskonche im Westen von St. Georg in Oberzell tritt in Rittersbach ein um 2,40 m nach Westen verlängerter Vorraum, der vom Mittelschiff mit einer doppelten Säulenstellung und drei kleineren Arkadenöffnungen abgetrennt wird (Abb. 6 a u. b). Dabei muss offen bleiben, ob man die Westapsis, deren Status in der Forschung seinerzeit umstritten war, bereits als späteren Anbau einstufte. Während man also einerseits auf die Oberzeller Westkonche völlig verzichtete, übernahm man andererseits ihre Portalgestaltung. Mit der schlüssigen Ergänzung des darüber liegenden Tympanons folgte die Rittersbacher Konzeption dem Forschungs-

stand von Friedrich Adler 1870, der sich 1885 auch in Rekonstruktionszeichnungen von Franz Baer zur Oberzeller Vorhalle niederschlug. Auf eine Vorhalle nach Oberzeller Vorbild wurde in Rittersbach ganz verzichtet, und der über mehrere Stufen erreichbare Westvorraum ist ein Funktionsvorbau eigener Prägung. Baulich fühlte Maier sich dem Vorbild also keineswegs sklavisch verpflichtet. Entscheidend war, die baulichen Voraussetzungen für die Wandmalerieskopien zu schaffen und prägende „Oberzell-Elemente“ – sozusagen selektiv – als assoziative Bedeutungsträger zu transportieren. Statt des Variationsreichtums der Oberzeller Säulen mit unter-



5c St. Georg in Rittersbach, Innenraum nach Osten. Aufnahme vor der Renovierung 1969/70. Erzbischöfliches Bauamt Heidelberg.



5d St. Georg in Rittersbach, Innenraum nach Osten. Aufnahme 2003.



6a St. Georg in Rittersbach, Innenraum nach Westen. Aufnahme vor der Renovierung 969/70. Erzbischöfliches Bauamt Heidelberg.

6b St. Georg in Rittersbach, Innenraum nach Westen. Aufnahme 2003.

7a St. Georg in Rittersbach, Nordwand von Südwesten. Aufnahme 2003.

7b St. Georg in Rittersbach, Südwand von Nordwesten. Aufnahme 2003.

schiedlichen Schwellungen der Säulenschäfte und variierenden Kapitellen vermochte die „Einheits säule“ in Rittersbach durchaus die richtige Assoziation zu wecken. Aus heutiger Sicht interessiert an den Rittersbacher Säulen vor allem die Form der Basen. Sie nämlich geben den in Zeichnungen überlieferten, ursprünglichen Oberzeller Typus wieder, dessen Form 1884 mit Zementgussprofilen gravierend verändert wurde.



Eine „Korrektur“ erfuhr zudem die Säulenstellung in Rittersbach. Während in Oberzell auf jeder Seite drei Säulen mit vier Arkadenöffnungen die Mittelschiffwände tragen, schließt sich in Rittersbach nach Osten beidseitig eine weitere Säulenstellung mit Arkadenöffnung an. In dieser Konzeption spiegelt sich die mittlerweile widerlegte These einer nachträglichen Vermauerung der östlichen Arkaden von St. Georg in Oberzell wieder. Die Obergadenfenster übernahm man trotz besseren Wissens in der Form des 18. Jahrhunderts und erhöhte ihre Anzahl um je ein weiteres Fenster nach Osten.

Mit den Kopien der Wandmalereien wurde Fritz Kohlund aus Freiburg bereits 1886 beauftragt, die Ausführung erfolgte zwischen März und Juni 1888 (Abb. 7 a u. b). Einblicke in die Vorbereitungen gewährt der Schriftwechsel zwischen Maier und Kohlund im Erzbischöflichen Bauamt in Heidelberg sowie Briefe von Kohlund an den Katholischen Oberstiftungsrat in Karlsruhe, heute im Archiv des Erzbischöflichen Ordinariats in Freiburg. Am 11. Juni 1887 fragt Kohlund bei Maier an, ob denn die Bilder leicht abgeändert werden dürften „oder mit allen Fehlern copiert resp. ergänzt werden sollen“. In der Sache ging es ihm um eine Korrektur der anatomischen Verhältnisse der Figuren und eine annähernd richtige Perspektive der Architektur, wobei ihm eine „kleine richtige Abänderung“ machbar erschien, ohne den Charakter der Bilder zu beeinträchtigen. Maier antwortete am 21. Juni 1887: „Bezüglich der Wandgemälde wünschen wir, daß größere Änderungen gegenüber den Originalen nicht vorgenommen werden“. Eine geringfügige Änderung gegenüber dem Original hatte Maier allerdings selber zu verantworten, denn die Maße und das Konzept der Westempore gingen nicht ganz mit den Wandbildern auf. Dass dem Architekten die Grundmaße des Mittelschiffs wichtig waren, zeigt seine Akribie gegenüber den Seitenschiffen, die er einfach um 1,60 m schmäler konzipierte. In der Breite des Mittelschiffs hielt er sich mit 8,40 m an das Vorbild. Die Länge des Mittelschiffes in Rittersbach misst mit 19,60 m gut einen Meter mehr als in Oberzell. Da man allerdings in Analogie zur damaligen Situation in Oberzell eine Westempore plante, auf die Westkonche aber verzichtet hatte, ergaben sich Probleme mit der Aufteilung der Bildszenen. Diese musste man mit einer Verkürzung der Bildszenen kompensieren, sofern man verhindern wollte, dass sich die Empore mit den westlichen Darstellungen überschneidet. Kohlund schaffte dies, indem er bei sechs Bildszenen jeweils einen Teil der Architekturdarstellung am Rand kappte, die Darstellung insgesamt aber weitgehend übernahm. Die Höhenmaße der Bilder sind bis auf 1–2 cm

deckungsgleich (228 cm), dagegen variieren die Breitenmaße gegenüber den Vorbildern zwischen 1 und 36 cm auf der Nordwand und zwischen 5 und 40 cm auf der Südwand (vgl. Abb. 8a u. b). Einen genauen Plan mit den Maßen schickte er Maier am 21. November 1887.

So kam es 1888 auf der Grundlage der von Baer und Maier angefertigten Pausen von Oberzell zu der Ausführung der Kopien in Rittersbach. Zu den Darstellungen nur kurz. Im Bereich der Nord- und Südwand folgte Kohlund den Vorgaben mit den Wunderszenen aus dem öffentlichen Wirken Christi (Nordwand: Heilung des Besessenen von Gerasa, Heilung des Wassersüchtigen, Beruhigung des Sturms auf dem See Genezareth, Heilung des Blindgeborenen; Südwand: Heilung des Aussätzigen, Auferweckung des Jünglings von Naim, Auferweckung von Jairi Töchterlein, Auferweckung des Lazarus). Gerahmt werden die Bildszenen von Mäandern und reich gestalteten Ornamentfriese, im Obergaden sind stehenden Apostelfiguren dargestellt, in den Arkadenzwickeln Tondi mit männlichen Büsten. Für die in Oberzell aufgrund der Fensterveränderungen 1787–93 stark zerstörten Apostelfiguren orientierte sich Kohlund an den Pausen von Baer/Maier, die er nach anderen Vorlagen ergänzte und mit Attributen versah. Die Triumphbogenwand gestaltete er nach eigenen Vorstellungen, behielt aber das Gliederungssystem von Oberzell bei. In die Bogenzwickel plazierte er je einen Engel, in den gemalten Arkaden darunter fanden der Hauptpatron der Kirche (St. Georg) und der zweite Patron (St. Veit) ihren Platz. Für den Chor gab es keine Vorgaben, so dass der Künstler hier nach eigenen Ideen / Vorlagen arbeiten konnte. Der Bildszenen des Abendmahls linker Hand stellte er rechts das Opfer des Melchisedek gegenüber. Die Bilder im Chor waren ebenso in ein Gesamtkonzept mit Engeln, Mäandern, Sockeldekoration etc. eingebunden wie die einfacher dekorierten Seitenschiffe. Kohlund übernahm auch die aufwändige Gestaltung der Kassettendecken im Chor und im Schiff.

Welche Ziele verfolgte Ludwig Maier mit der Rittersbacher Kopie? Schließlich geben sich die Kopien der Bildszenen als eine summarische Wiedergabe der Reichenauer Vorlagen im Stile des 19. Jahrhunderts zu erkennen, ohne dass sie Details oder gar im Ansatz den Stil ihrer Vorbilder aufgreifen (Abb. 8a, b; 9a u. b). Neben seiner persönlichen Begeisterung für die Wandmalereien von Oberzell versuchte Maier dem Katholischen Oberstiftungsrat die Planung 1883 offenbar noch mit anderen Begründungen schmackhaft zu machen. Die Freilegung der Wandmalereien in Oberzell war seinerzeit ohne Frage eine Sensation. Hiermit pries er das Interesse der gesamten Kunstwelt an einer „correcten Nachahmung die-



ser Kunstrichtung“. Außerdem könne die Kopie in Rittersbach eine „Vorstudie zu einer allenfallsigen späteren Restauration der Kirche zu Reichenau-Oberzell selbst“ abgeben. Was aus heutiger Sicht reichlich vermessen klingt, entsprach durchaus dem damaligen Verständnis von Restauration. Schließlich spielte auch der Pfarrer in Oberzell mit dem Gedanken, die Beuroner Malterschule für die Restauration von Oberzell einzuschalten. Im Sinne einer „kongenialen Schöpfung“ war hier die Übermalung des Wandmalereizyklus von Oberzell angedacht. Ein weiterer Gedanke, der Maier beschäftigte: mit der Kopie käme auch das „Unterland in den Besitz einer Kirche dieses bedeutsamen frühchristlichen Kunstgenres“. Dies sollten sich heutige Tourismus-Manager zu Eigen machen und wenigstens einen Bruchteil der Ströme von Oberzell in das „Unterland“ umlenken – und wenn die Begeisterung so ausfiele, wie einleitend beschrieben?

8a St. Georg in Reichenau-Oberzell, Nordwand. Die Heilung des Wassersüchtigen. Aufnahme 1988.

8b St. Georg in Rittersbach, Nordwand. Die Heilung des Wassersüchtigen: Kopie von Fritz Kohlund 1888, rechter Bildteil mit Architekturdarstellung gekürzt. Aufnahme 2000.

9a Kopf Christi aus der Bildszene der Heilung des Wassersüchtigen in Reichenau-Oberzell.



9b Kopf Christi aus der Bildszene der Auf-erweckung des Lazarus in Rittersbach als Vergleichsbeispiel.



10a Südwand, 2. Apostel von Osten, Kopf im Streiflicht, Vorzustand. Aufnahme Januar 2002.



10b Südwand, 2. Apostel von Osten, Kopf im Streiflicht, (Zustand nach der Malschichtfestigung. Aufnahme April 2002.



Restaurierungsgeschichte

Einschneidende Veränderungen erfuhr die Kirche bei einer „Restaurierung“ in den Jahren 1969/70, die auf eine starke Purifizierung des Innenraums zielte. Die Malereien des Chors wurden reduziert, bevor man sie unter einem Anstrich verschwinden ließ. Die Dekorationsmalereien in den Seitenschiffen fielen einer Neuverputzung zum Opfer, die komplett bemalten Decken wurden unter Teilzerstörung von Brettern und Leisten zugunsten einer holzsichtigen Decke verschalt. Die Ausstattung wurde entfernt und bis auf wenige Relikte (z. B. Kreuzwegstationen) zerstört. Auch die gemalte Mosaikimitation im Tympanon, die Maria mit dem Jesuskind darstellte, fiel der Purifizierung zum Opfer. Zudem entfernte man die beiden Bankblöcke und ersetzte sie durch einen geschlossenen Bankblock ohne Mittelgang. Mit diesem, die Geschichte „bereinigenden“ Zeitge-

schmack wurde ein einheitliches und geschlossenes Raumkonzept des 19. Jahrhunderts weitgehend zerstört.

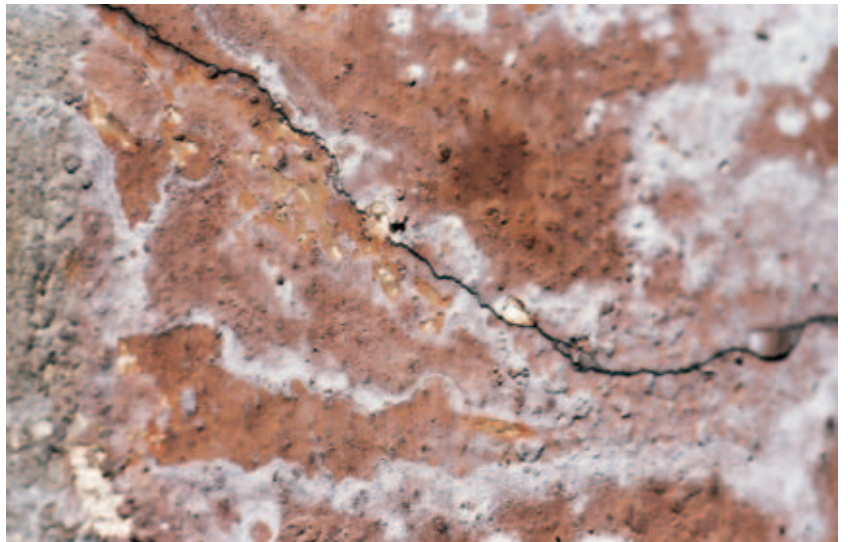
Die Behandlung der Wandmalereien oblag seinerzeit dem Kunstmaler Valentin Feuerstein. Es wäre jedoch aus heutiger Sicht völlig verkehrt, ihn als Entscheidungsträger für die Zerstörung der Chorausmalung u.a. in die Verantwortung zu nehmen. Dies besorgten seinerzeit die „Sachverständigen“ der kirchlichen Behörden sowie Kunsthistoriker und Denkmalpfleger. Feuerstein meldete den Abschluss der Arbeiten am 19. August 1970 an das Erzbischöfliche Bauamt. Die Ausrüstung folgte im September. Einem Schreiben des Bauamtes vom 22. Oktober 1970 entnehmen wir, dass anlässlich einer örtlichen Besichtigung „die von Ihnen restaurierte Malerei [...] dabei den vollen Anklang gefunden“ hat. „Bei der Besprechung war auch Herr Dr. Niester vom Staatlichen Amt für Denk-

malpflege mit zugegen". Im gleichen Schreiben wird Feuerstein aufgefördert, Gestaltungsvorschläge für den Chor und das neue Chorfenster vorzubringen.

Restaurierungskonzept

Für die Wandmalereien muss gelten, dass die sogenannte „Restaurierung“ sich sehr negativ auf den noch überlieferten Malereibestand ausgewirkt hat. Hinzu kamen äußere Einflüsse, die gemeinsam mit der „Restaurierung“ zu einem sehr differenzierten Schadensbild geführt hatten. Die ohnehin hoch empfindliche Ausmalung in einer Leimtechnik erfuhr eine unsachgemäße, mechanische Reinigung mit Bürsten o.ä., die schraffurartige Rillen auf der Malerei hinterlassen hat und mit einer starken Reduzierung des Malereibestandes einherging. Daneben zeigte sich das gesamte Spektrum von Malschichtschäden – von pudernden Partien bis hin zu schollenartig aufstehenden Malschichten durch Bindemittelüberspannung. Umfangreiche Übermalungen und weitere unsachgemäße Eingriffe haben den Bestand ebenso negativ beeinträchtigt wie Wasserschäden und eine veraltete und falsch gesteuerte Heizung.

Ein besonderes Problem bildet eine in Teilbereichen aufgebrachte Fixierung in unterschiedlicher Konzentration. Nach Analysen handelt es sich um ein Polyamid (vermutlich Calaton / flüssiges Nylon). Diese Fixierung hat zu einer optischen Verdunklung der Malereien geführt und ist nach bisherigen Analyseergebnissen weder lösbar, noch



in irgendeiner Form zu reduzieren (Abb. 15 a u. b). Eine erste Voruntersuchung des Malereibestandes fand am 12. April 2000 durch das Referat Restaurierung des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg statt. Hierzu waren exemplarisch zwei Teilbereiche an der Nord- und Südwand eingerüstet. Neben einer fotografischen Bestandsdokumentation erfolgte eine beschreibende Schadensaufnahme mit Schadenskatalog und – soweit möglich – eine Analyse der Ursachen. Bereits zu diesem Zeitpunkt konnten an leichter zugänglichen Partien (von der Empore aus) unsachgemäße Reinigungsproben festgestellt werden. Die Voruntersuchung ergab, dass durch die verschiedenen Schadensgenesen und die daraus resultierenden, uneinheitlichen Erhaltungszustände völlig differenzierende Verfahren und Methoden sowohl hinsichtlich der Mörtel- und Malschicht Sicherungen als auch für die Oberflächenreinigung zur Abnahme der starken Staubablagerungen und Verrußungen erforderlich waren. Bei der Oberflächenreinigung stellte sich das Problem, dass die 1970 mit Polyamid fixierten Bereiche anders zu behandeln waren als unfixierte Bereiche, wollte man den Bestand nicht „auseinander restaurieren“.

Um die komplizierten und aufeinander abzustimmenden Arbeitsschritte in einem Leistungsverzeichnis konkretisieren zu können, wurde im August / September 2000 eine Musterachse zur Restaurierung durchgeführt. Diese Musterachse diente als Maßstab für die Restaurierung. Konzeptionell wurde von einer Sicherung und Erhaltung des Status quo ausgegangen, eine Abnahme der Übermalungen und Fixierungen stand nicht zur Diskussion.

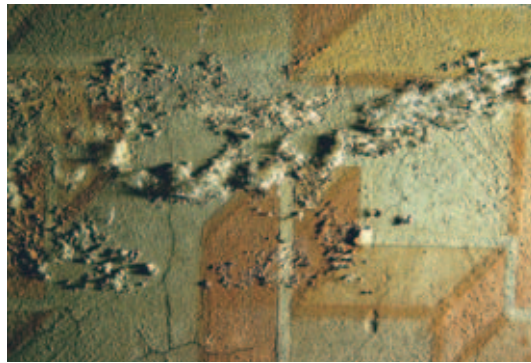
Sämtliche Dokumentationsgrundlagen sind dem Referat Photogrammetrie des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg zu verdanken, das die Plangrundlagen mit Wandabwicklungen im Frühjahr 2001 erstellte und die Voraussetzungen

12 Nordwand, Wasserschaden, Malschichtschäden und Versinterungsspuren. Aufnahme August 2000.



11 Nordwand, Wasserschaden, Malschichtschäden im oberen Mäander. Aufnahme August 2000.

13a Südwand, Wasserschaden während der Schneeschmelze: aufstehende Malschichten und Salzkristallisation. Aufnahme Januar 2002.



13b Südwand, wie Abb. 13a nach der Restaurierung. Aufnahme Juni 2002.



14 Nordwand, Mäander zwischen den Bildszenen Beruhigung des Sturms auf dem See Genezareth und Heilung des Blindgeborenen: Rissbildungen, Kittungen und Malschichtschäden durch unsachgemäße mechanische Oberflächenreinigung bei der Restaurierung 1969/70. Aufnahme April 2000.



für die weitere, digitale Bearbeitung durch die Restauratoren schuf.

Die Konservierung und Restaurierung der Wandmalereien im Schiff von Rittersbach erfolgte zwischen Dezember 2001 und Mai 2002, nachdem die Reparaturen am Bau durchgeführt waren (Heizung, Kondenswasserrinnen u. a.). Ein entscheidender Gewinn für die Raumwirkung konnte zudem mit der Rückführung der Bänke in zwei Bankblöcke und Mittelgang erzielt werden.

D. Jakobs

Bestand und Schäden

Die Ausmalung der Rittersbacher Kirche von Fritz Kohlund ist in einer Leimtechnik ausgeführt, analytisch konnten Proteine nachgewiesen werden. Die in dieser Technik geschaffene Malerei erweist sich als extrem sensibel gegenüber mechanischer Belastung und Feuchtigkeit. Für das sehr differenzierte Schadensbild konnten verschiedene Ursachen ermittelt werden:

Eine starke Verschmutzung und Verrußung der Oberflächen war in erster Linie auf das veraltete Heizsystem zurückzuführen. Unmittelbar über den Heizungsschächten war diese Verschmutzung gravierend. Daneben lagen im üblichen Umfang Staubablagerungen, Spinnweben und Ablagerungen anderer Art vor (z. B. Vogelkot).

Durch schadhafte Kondenswasserrinnen an den Obergadenfenstern konnte Wasser austreten und hat umfangreiche Schäden am Malschichtbestand bis in die Arkadenzone verursacht. Neben Wasserläufern mit Verkrustungen traten Verfärbungen, verschleppte Pigmente sowie verwaschene Zonen

auf. Ältere Wasserschäden im Anschluss an den Deckenbereich waren auf ein undichtes Dach zurückzuführen. Abtauende Schneemassen und starke Schneeverwehungen hatten zudem im Januar 2002 zu erneuten gravierenden Schäden in Teilbereichen des oberen Mäanders geführt (Südwand, Abb. 13 a u. b). In diesen Zonen kam es zu einer verstärkten Salzkristallisation, zu Wasserrändern, Flecken und Schimmelbefall sowie zu weißen Ablagerungen auf den Malschichten. Neben vollständigen Malschichtabsprengungen durch die Salzkristallisation kräuselten sich die verbliebenen Malschichten in diesen Bereichen bis zur Unkenntlichkeit auf.

Das differenzierte Schadensbild an den Malschichten hatte verschiedene Ursachen. Durch schwache Bindung und Bindemittelabbau lagen umfangreiche Partien mit kreidenden / pudernen Malschichten bis hin zu Malschichtverlusten vor. In Bereichen mit mehreren, übereinander liegenden, pastosen Malschichten zeigten sich Aufspaltungen der Malschichten sowie ein Abspalten der Schichten voneinander (Abb. 10 a). Fehlstellen und Malschichtverluste konnten insbesondere in Bereichen mit erhöhten Bindemittelkonzentrationen festgestellt werden.

Ein von Alterung und Maltechnik gesondert zu betrachtendes Schadensbild ist auf die Folgen des Restaurierungseingriffs 1969/70 zurückzuführen. Zum einen ist hier eine Fixierung mit Polyamid (Calaton, flüssiges Nylon) zu nennen, die nur Teilbereiche der Wandmalereien erfasste, ohne dass ein bestimmtes System erkennbar wäre (Abb. 15 a u. b). Durch den aufgetragenen Überzug wurde die leicht lösliche Leimfarbe des Originalbestan-



15a Südwand, Auferweckung des Lazarus, Detail mit einem Überzug der Restaurierung von 1969/70 (Calaton) im unteren Teil der Aufnahme, deutlich erkennbar als dunklere Oberfläche. Aufnahme April 2000.

15b Südwand, wie Abb. 15a nach Abnahme der aufliegenden Verschmutzung, deutlich erkennbar die Glanzbildung des Überzugs. Aufnahme April 2000.

des mit Verschmutzungen irreversibel verbunden und vermischt. Die nur in Teilbereichen aufgebraachte Fixierung führte zu einer optischen Verdunklung der Malereien, was sich in Farb- und Glanzdifferenzen zwischen dem fixierten und dem unfixierten Bestand zeigt. Die großflächigen Übermalungen der vorangegangenen Restaurierung lassen sich auf bestimmte Flächen eingrenzen. Es handelt sich dabei um Teilbereiche der Mäander mit Linien, Rahmungen, Hintergründen der Bildszenen und monochromen Flächen sowie um einzelne Zonen der Arkadenbögen. In den Bildfeldern, Figuren, Abttondi und Friesen liegen vorwiegend partielle Retuschen und kleinteiligere Übermalungen vor. Retuschen und Übermalungen der letzten Restaurierung unterscheiden sich im Oberflächenglanz vom Originalbestand. Durch ihren abweichenden Bindemittelgehalt und andere Bindemittelkomponenten hat sich die Farbe gegenüber dem Bestand verändert. Sie erscheinen optisch dunkler.

Relativ unverfälscht erhalten sind die Darstellungen in der Laibung des Triumphbogens mit Bischöfen, Kardinälen, Papst und Taube. Die pastosen und bindemittelreichen Übermalungen haben zudem das bereits beschriebene Schadensbild mit Malschichtablösungen durch Überspannungen entschieden verstärkt.

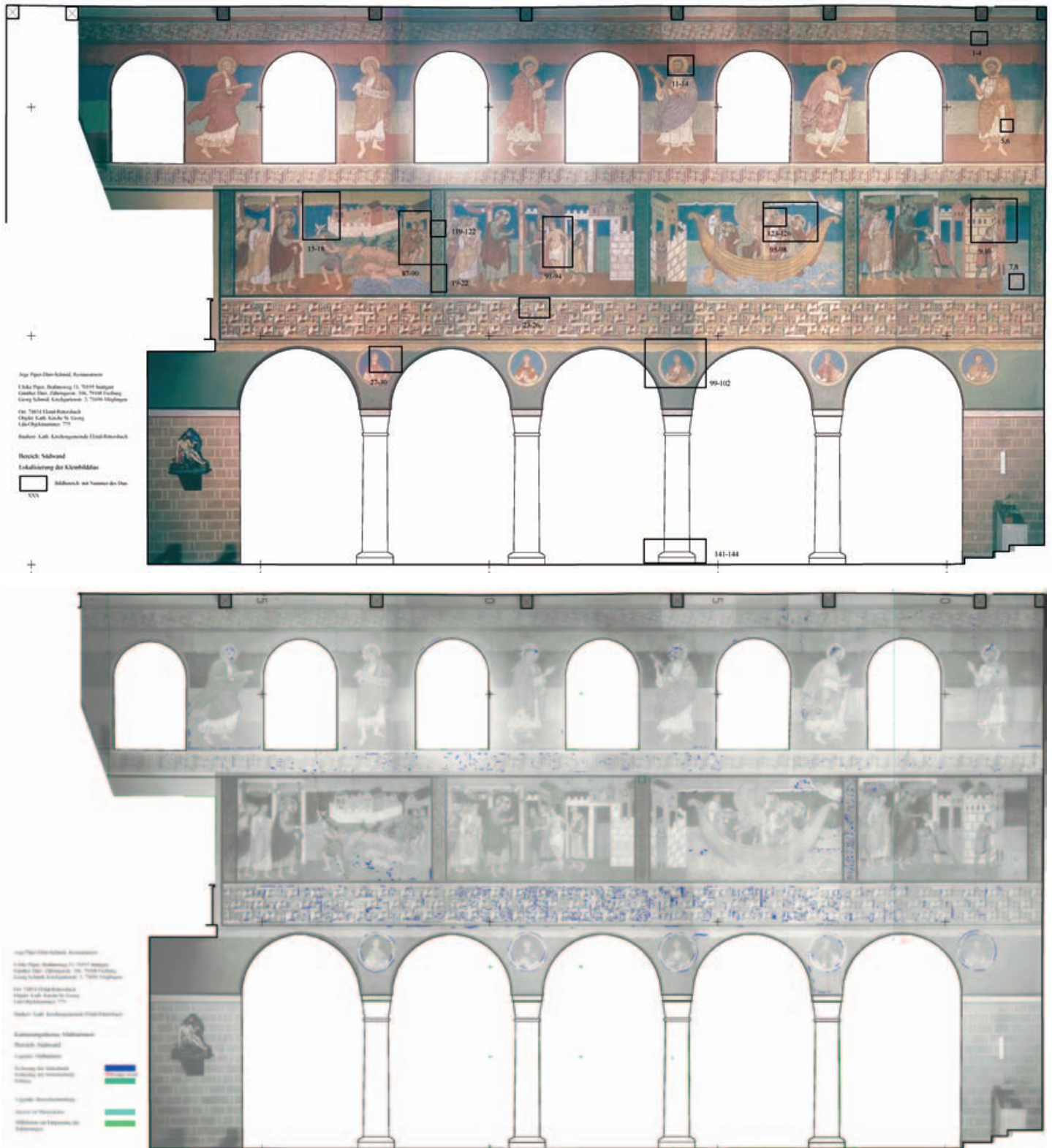
Flächige Reduzierungen am originalen Malereibestand wurden durch die Reinigung während der Restaurierung 1969/70 verursacht. In verschiedenen Wandzonen wie z.B. am Mäander wurde der Originalbestand durchgebürstet und stellenweise bis auf die Grundierung reduziert (Abb. 14).

Als weiterer Faktor für Schäden an den Malschichten mit einhergehenden Versprödungen konnte die klimatische Situation im Kirchenschiff ermittelt werden. Schmutzfahnen oberhalb der Heizungsschächte und in den Eckbereichen ließen auf Luftverwirbelungen schließen, die auch an Ecken und Kanten der Arkadenbögen konzentriert zu beobachten waren. Das Schadensbild an den empfindlichen Malschichten mit extremen Versprödungen war zudem auf starke Temperaturschwankungen zurückzuführen.

Ein weit verzweigtes Netz von Fröhschwundrisen im Deckmörtel (Malereiträger) entstand durch einen zu hohen Bindemittelanteil im Mörtel. Größere Risse, die sich vom Scheitelpunkt der Fenster bis in die Arkadenbögen ziehen, sind statisch bedingt. Im Anschluss an die Balkenlage

16 Südwand, Auferweckung des Lazarus, Detail mit einer Reinigungsprobe. Aufnahme 2000.





und Schalbretter der Decke zeigten sich dachförmig aufstehende Mörtelpartien, Abscherungen, Risse und umfangreiche Mörtelergänzungen. Im Umfeld der größeren Risse waren vermehrt Ablösungen des Malereimörtels vom Träger zu beobachten. In Struktur und Zusammensetzung unsachgemäß ausgeführte Mörtelergänzungen der vorangegangenen Restaurierung wie auch von Reparaturphasen (Sockelbereiche) überlagerten den empfindlichen Malereibestand.

Die Konservierung und Restaurierung des Malereibestands

Für den Umfang der zur restaurierenden Malereiflächen (annähernd 580 m²) bot sich die Bildung einer Arbeitsgemeinschaft mit mehreren Restauratoren an. Eine kontrollierte Vorgehensweise war für die Oberflächenreinigung erforderlich, da Malschichten variierender Festigkeiten und unterschiedli-

cher Schadensbilder vorlagen (Abb. 16). In den Bereichen mit Schäden fand vor der Reinigung zwingend eine Vorfestigung der gefährdeten Malschichten statt. Die permanente Kontrolle der unterschiedlichen Erhaltungszustände machte während der gesamten Oberflächenreinigung die Verwendung optischer Hilfsmittel notwendig (Stirnlupe).

Die verschiedenen Schadensgesenen und Erhaltungszustände der Malereien erforderten ein differenziertes Vorgehen. Es kamen verschiedene Trockenreinigungsverfahren in unterschiedlichen Anwendungsmethoden zur Ausführung. Die Verkrustungen durch die Wasserläufer konnten nur partiell reduziert werden.

Eine Zielsetzung bei der Oberflächenreinigung war, das stärkere Hervortreten der optischen Diskrepanzen zwischen Originalbestand und Bereichen mit späteren Überzügen und Überarbeitungen nach der Reinigung zu vermeiden. Um dieses „Auseinanderreinigen“ auszuschließen, wurden fixierte Bereiche mit fester Schmutzaufgabe zuerst gereinigt. Bereichsweise wurde aufgrund der Verdunklungen und zur Schonung der Substanz eine Minimalreinigung durchgeführt.

Für die Malschichtsicherung kam Polyvinylalkohol und Cellulose in niedrigster Konzentration zur Anwendung. Um Feuchtigkeitsränder zu vermeiden, mussten die betroffenen Bereiche vorab mit einem Alkohol vorgeätzt werden. Das Bindemittel ließ sich anschließend mit feinen Injektionspritzen unter die aufstehenden Malschichtschollen applizieren. Überschüsse wurden über Japanpapier abgesaugt, gleichzeitig erfolgte das Niederlegen der Malschichten mit einem Hostaphanballen. Der Vorgang musste stellenweise bis zu vier Mal wiederholt werden. In den Problemzonen wurden punktuelle Nachfestigungen an starren Schollen mit einer wässrigen, niedrig konzentrierten Acryldispersion ausgeführt. Auf eine flächige Fixierung kreidender Malschichten wurde verzichtet, da diese Bereiche in der Regel nicht zugänglich sind und nach dem Prinzip „so viel wie nötig und so wenig wie möglich“ verfahren wurde.

Die Sicherung der Deckmörtelschichten machte vor der Injektion eines Flüssigkalkmörtels zunächst einen temporären Schutz der umliegenden Malschichtbereiche / Haarrisse mit flüchtigen Bindemitteln notwendig, zum einen, um Feuchtigkeitsränder zu vermeiden, zum anderen, um den Austritt der Suspension zu verhindern. Risse wurden in Abhängigkeit ihrer Größe mit unterschiedlichen Verfahren geschlossen. Hohlstellen, soweit diese eine Substanzgefährdung darstellten, wurden mit abgemagertem, dispergierten

Weißkalkhydrat punktuell angebunden. Die Kanülen wurden dabei in bereits bestehende Putzbeschädigungen, Risse und Altkittungsbereichen gesetzt.

Mörtelergänzungen der vorangegangenen Restaurierung wurden weitgehend erhalten. Auch hier ergab sich eine differenzierte Vorgehensweise: Gelöste Mörtelergänzungen ohne Anbindung mussten entfernt und erneuert, optisch herausfallende Altkittungen lediglich reduziert werden. In Bereichen mit Überlappungen der Altkittungen und festem Verbund mit dem Original wurden diese belassen, um Verluste an den Malschichten zu vermeiden. Die salzbelasteten, jüngeren Mörtelschichten im Sockelbereich wurden ausgetauscht, die entsprechenden Bereiche mehrfach entsalzt. Starke Salzbelastung an den Säulen machten Entsalzungsmaßnahmen im unteren Bereich der Schäfte sowie an den Basen erforderlich, die in mehreren Kampagnen mit Kompressen aus Buchenholzzellulose durchgeführt wurden.

Sämtliche Neukittungen sind mit Kalkmörtel verschiedener Kornfraktionierungen in Abstimmung auf die umgebenden Oberflächenstrukturen ausgeführt. Auch hier erforderte das überaus feuchtigkeitsempfindliche Malschichtsystem einen kontinuierlichen Schutz an den Flanken mittels temporärer Bindemittel.

Ein besonderes Problem bildeten die Bereiche mit den neuen Wasserschäden während der Schneeschmelze 2002 (Abb. 13 a u. b). Die auftretenden Salzkristalle mussten bis zur Austrocknung der Flächen regelmäßig entfernt werden. Dabei war eine Reduzierung der zerstörten Malschichten in den betroffenen Bereichen nicht zu vermeiden. Die Reduzierung der Pilzmyzele erfolgte nach der Austrocknung zunächst mechanisch. Vor der weiteren Konservierung musste eine Desinfektion durchgeführt werden. In den Fehlbereichen war aufgrund des Verlusts von originaler Substanz eine umfangreiche malerische Ergänzung notwendig.

Der Umfang der Retusche beschränkte sich ansonsten vorwiegend auf vorgelegte Neukittungen sowie auf das das Integrieren einiger Störzonen und Altretuschen. Die feinteilige Strichretusche wurde mit chemisch reinem Methylcellulosele als Bindemittel und geeigneten Trockenpigmenten ausgeführt. Im Bereich von Wasserläufern, Malschichtreduzierung und an Übergängen kam eine Pastellretusche zur Anwendung.

Die Sockelbereiche im Schiff, die Säulen und die hellen Sockelflächen der Empore erwiesen sich als bereits überfasst. In den Fehlstellenbereichen dieser Partien kam eine Vollretusche zur Ausführung.

Dokumentation

Ein Bestandteil der Anforderungen an die Dokumentation war die Schadenserfassung des ange-troffenen Zustands; diese erfolgte anhand eines Fragenkatalogs in schriftlicher Form. Dieses Vor-gehen war aufgrund der Handhabung im Team, der Baustellensituation sowie aufgrund des Flä-chenumfangs sinnvoll.

Als Kartierungsgrundlagen dienten die maßstäb-lichen Wandabwicklungen, die in digitaler Form vorlagen (LDA, Referat 35, Photogrammetrie, Abb. 17 a).

Die Zustands- und Maßnahmendokumentation erfolgte grafisch auf Folien über diesen Plänen. Sämtliche Folien wurden zur Endbearbeitung ein-gescannt und mittels eines Bildbearbeitungspro-gramms in die Pläne eingearbeitet.

Hinzu kam die konventionelle Fotodokumenta-tion von ausgewählten Belegstellen mit Schadens-aufnahmen im Vor- und Endzustand sowie reprä-sentativen Ausschnitten im Auf- und Streiflicht.

Der durch seinen maltechnischen Aufbau sehr sensible Bestand bedarf auch in Zukunft kontinu-ierlicher Kontrollen. Gerade in den Bereichen mit den jüngsten Wasserschäden sind weitere Reak-tionen in Form erneuter Salzkristallisationen nicht ausgeschlossen. Da die Malereien zudem stark auf Klimaschwankungen reagieren, ist die Steue-rung der Heizung längerfristig anhand von Kli-mamessungen zu überprüfen, sofern man neu auftretende Schäden in Zukunft vermeiden will. Aus diesen Gründen sind Wartungen in sinnvol-len Intervallen zu empfehlen.

U. Piper / G. Dürr / G. Schmid

Literatur und Berichte:

Karl Wilhelm Beichert: Die Kirche St. Georg. In: Karl Wilhelm Beichert, Werner Blesch, Rittersbach: Ein

Gang durch das Dorf und seine Geschichte. Mit Beiträgen von Manfred Biedert, Erhard Hüsken, Pe-ter Nicola, Wolfgang Rupp und Manfred Wiener, hg. vom historischen Verein Neckarburken e.V., 1993, S. 164–185, Anm. S. 223–225.

Dörthe Jakobs: St. Georg in Reichenau-Oberzell. Der Bau und seine Ausstattung . Forschungen und Be-richte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg, Bd. 9. Stuttgart 1999.

Franz Xaver Kraus: Die Wandgemälde in der St. Ge-orgskirche auf der Reichenau. Aufgenommen von Franz Baer, Freiburg 1884.

Dörthe Jakobs: Rittersbach, St. Georg, Bericht zur Voruntersuchung, 3. 5. 2000 (MS Archiv LDA, Ref. Restaurierung).

Hans Michael Hangleiter: Rittersbach, St. Georg, Be-richt zur Musterachse, September 2000 (MS Archiv LDA, Ref. Restaurierung).

ARGE Piper, Dürr, Schmid: Rittersbach, St. Georg: Konservierung der Wandmalereien im Mittelschiff, Dezember 2001 bis Mai 2002 (MS Archiv LDA, Ref. Restaurierung).

Dr. Dörthe Jakobs

LDA . Restaurierung

Berliner Straße 12

73728 Esslingen am Neckar

Ulrike Piper

Brahmsweg 31

70195 Stuttgart

Günther Dürr

Zähringer Straße 306

79108 Freiburg/Breisgau

Georg Schmid

Kirchgartenstraße 3

71696 Möglingen

Denkmalporträt



Der Flammhof im Glottertal, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald Schwarzwaldhäuser – bald nur noch auf Kalenderblättern?

Das Schwarzwaldhaus gehört zu der Gattung von Bauwerken, die die Hauslandschaft Südbadens nachhaltig prägt. Seit dem 19. Jahrhundert wurden Schwarzwaldhöfe immer wieder Bildmotiv von Künstlern wie Hans Thoma, Wilhelm Gustav Hasemann oder Hermann Dischler, und auch heute ist keine Tourismuswerbung ohne diese markanten Eindachhöfe denkbar. Regional werden folgende Bautypen unterschieden: im Hochschwarzwald z. B. das Höhenhaus, im Hotzenwald das Hotzenhaus. Nach ihrem Hauptverbreitungsgebiet in den jeweiligen Tälern spricht man unter anderem vom Kinzigtäler, Gutachtäler, Elztäler, Dreisamtäler oder Münstertäler Haus. Der Flammhof, ein Eindachhof mit talseitigem Wohnteil und bergseitigem Stall wurde 1713 errichtet und repräsentiert den Bautyp des Dreisamtäler Hauses. Sein Hofname geht auf das frühere Besitzergeschlecht Flamm zurück, das vom 16. bis zum 19. Jahrhundert den Hof bewirtschaftete. Wie im Glotter- oder im benachbarten Dreisamtal verbreitet, errichtete man als Auswirkung neuer

Feuerschutzverordnungen auch beim Flammhof im 19. Jahrhundert neben dem alten Hofgebäude aus Holz ein Wohnhaus aus Stein und nutzte den Altbau fortan nur noch als Stall und Leibgedingwohnung.





Infolge des leicht abschüssigen Geländes steht der Wohnteil auf einem Sockel aus Bruchsteinen, der Stallteil hingegen ist ebenerdig. Der Außenbau des eindrucksvollen Ständerbohlenbaus weist ein 1995 renoviertes, strohgedecktes Vollwalmdach und eine noch weitgehend freiliegende Holzkonstruktion auf, die nicht, wie sonst oft üblich, in späteren Jahrzehnten verschindelt oder verputzt wurde. An der Walmseite ist den Bohlen als Zierelement ein zweifarbiger, sich überschneidender Zickzackfries aufgelegt. Eine ursprünglich umlaufende, jetzt nur noch in Resten vorhandene äußere Galerie mit Balustergeländer führte ausgehend vom Obergeschossflur einst zu den drei Knechtstkammern über dem Stall sowie – an der Schlafstube des Bauern vorbei – zur Tür der Fruchtkammer. Der Zugang zur Fruchtkammer war dadurch auch nachts unter der Kontrolle des Bauern. Fensterbänder sorgen für eine großzügige Belichtung von Stube und Kammern. Auf dem mit einem Eselsrücken dekorierten Sturz der Eingangstür zum Erdgeschossflur befindet sich die Inschrift: „A – O 1713 M E: IOSEPH. ECKER. MARTIN FLAMB. IHS.“ Sie weist auf das Baudatum, den Bauherrn „Martin Flamb“ und sogar den Zimmermann Joseph Ecker hin.

Charakteristisch für den Haustypus des Dreisamtaler Hauses ist seine Grundrissausbildung mit dreiraumbreitem Wohnteil, der an der Walmseite bei Kammer und Leibgedingkammer gegenüber der Stube um etwa einen Meter auslädt. Ein durchgehender, quer zur Firstlinie verlaufender Hausflur mit Treppe zu einem weiteren durchgängigen Flur im Obergeschoss erschließt das Innere. Die zwischen den Fluren und dem Stall angeordnete zweigeschossige Dreschteme, schottet den

Wohnteil vom Stall ab und schützt so die Wohnräume vor Stalldunst. In der vertäfernten Stube sind die Eckständer aus gestalterischen Gründen abgescragt, jener im Herrgottswinkel besitzt eine Nische zur Aufnahme eines Kruzifixes. Die ursprünglich zweigeschossige Küche liegt an der rückwärtigen Traufseite. Das wie einst in jedem Schwarzwaldhof früher auch hier vorhandene Rauchgewölbe (Rauchfang) diente dazu, den Rauch aus der Herdstelle – von der aus der Kachelofen beheizt wurde – zu fangen und abkühlen zu lassen. Der erkaltete Rauch konnte so zur Decke abziehen und die dort hängenden Fleischwaren konservieren.

Der Dachbereich mit dem Heubergerraum ist von der Bergseite her über eine Hocheinfahrt zugänglich. Das hier abgelagerte Heu kann über eine Öffnung im Boden bequem in den darunterliegenden Futtergang im Stall abgeworfen werden. Auf diese Weise war es möglich, ohne technische Mittel und übermäßige Muskelkraft, das Futter vom Heubergerraum zu den Tieren zu befördern. Die weitgehend verblattete Konstruktion ist über dem Wohnteil liegend ausgebildet und teilweise mit Restfirstständern versehen. Über dem Stallteil befindet sich eine einseitig stehende Firstständerkonstruktion.

Der Flammhof gehört zu den wenigen Schwarzwaldhöfen, bei denen ein Baumeister nachzuweisen ist. Joseph Ecker aus Breitnau im Hochschwarzwald erstellte unter anderem 1695 den dortigen Pfarrhof, 1703 den Rombachenhof im Wagensteigtal, 1721 den Pfisterhof im Oberglottertal und 1729 den Kleiserhof im Spriegelsbachtal bei Titisee-Neustadt. Der größte Bauauftrag, den Joseph Ecker je erhielt, war 1725 die Errichtung des Dachstuhls für die Klosterkirche zu St. Peter im Schwarzwald.

Der fast unversehrte Flammhof ist ein „Bilderbuchhof“, der am Eingang zum landschaftlich reizvollen Glottertal steht. Seine Unversehrtheit, sein markantes Erscheinungsbild dürfen jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass die historischen Schwarzwaldhäuser aufgrund unterschiedlichster Einflüsse überaus gefährdet, in manchen Gegenden gar gänzlich im Verschwinden begriffen sind.

Dr. Wolfgang Kaiser

LDA · Inventarisierung und Dokumentation
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau

Denkmalporträt



Quo vadis Colombi-Schlössle?

Erst Villa, dann südbadische Staatskanzlei,
jetzt Museum – in Zukunft...?



1858 wurde mit dem Bau des Colombi-Schlösschens im Auftrag der Gräfin Zea Bermudez y Colombi nach Plänen des Freiburger Architekten und Gewerbeschulhauptlehrers Georg Jakob Schneider begonnen. Entworfen wurde das Colombi-Schlösschen ursprünglich für die Gräfin selbst und ihre Tochter Christine. Die Gräfin hatte zahlreiche Grundstücke vor dem ehemaligen Predigertor am Altstadtrand von Freiburg, auf den Resten der St. Louis-Bastion, aufgekauft. Das Gelände umfasste wie beinahe überall auf „entfestigtem“ Gelände große Weingärten, so genannte „Clacis-Reben“. Zentrum des Anwesens war der barocke Roggenbachsche Garten, der auf dem Vogelschauplan von Wilhelm Lerch aus dem Jahre 1852 noch gut auszumachen ist.

Die Villa Colombi, wie sie noch in Veröffentlichungen um 1900 genannt wird, erhebt sich am höchsten Punkt der einstigen Bastion als zweigeschossiger Bau über hohem Sockelgeschoss. Kubischer Baukörper, an Vorder- und Rückfront die Mitte risalitartig vorgezogen, das Dach hinter Maßwerkbrüstungen verborgen. In Klinkerbau mit roter Sandsteingliederung errichtet, die Maßwerkele-



Plan der ehemaligen Festsung (1713); Stadtplan von J. W. Lerch (1852); Stadtplan von 1867 mit Villa Colombi.

mente in hellerem Sandstein abgesetzt. Beidseits der Eingangshalle führen geschwungene Rampen mit Steinbrüstungen auf den Haupteingang der Villa zu. Der Mittelrisalit an der Westfassade wird von zwei polygonalen, das Gebäude überragenden Türmchen flankiert. Das Innere wird von einer zentralen Treppenhalle mit Oberlicht bestimmt, die von umlaufenden Galerien auf schlanken gusseisernen Bündelsäulchen und durchbrochenen Flachbögen umgeben ist. Ihre Mitte wird von der zweiarmigen, dreiläufigen Prunktreppe dominiert. Um diese Halle ordnen sich im Erd- und Obergeschoss die Zimmer an. Neben den beiden Schlafräumen gab es verschiedene Salons, Kabinette, Zimmer für Gäste und Dienstboten sowie eine Schlosskapelle im Erdgeschoss. Der Ausbau der Dachgeschosse erfolgte unter den späteren Nutzern.

Der Architekt Georg Jakob Schneider entwarf die Villa Colombi innen wie außen in neugotischem Stil, wie er in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von England her auf den Kontinent drang. Einen Eindruck der ursprünglichen Ausstattung gibt neben dem Treppenhaus der „große Salon“, das Prunkzimmer zur Parkseite im Obergeschoss. Neben dem aufwändigen Decken- und Wandstuck und den Vertäferungen veranschaulicht besonders der kunstvolle Parkettboden mit Mittelrosette den gehobenen Wohnanspruch der Erbauer-



rin. Schneider kam mit der neugotischen Architektur u.a. beim Ausbau des Schlosses Ortenberg (Ortenaukreis) in Berührung, den er nach Entwürfen Friedrich Eisenlohrs durchführte. Er wählte später diesen Architekturstil bei eigenen Arbeiten wie dem Bau der Stadthalle (1944 zerstört) in Freiburg.

1863 bereits verstarb die Gräfin Colombi, drei Jahre später ihre Tochter Christine, die kurz vor der Heirat mit dem Grafen Richard von Kageneck stand. Die Geschwister Christines verkauften das Anwesen an den Rentamtman Josef Anton Sporer, der es 1869 zusammen mit zwei Portierhäuschen, zweistöckigem Gartenhaus und Gewächshaus an den „Privatmann“ Johann Georg Thoma aus Todtnau – einen ehemaligen Fabrikanten – veräußerte. Von den Nachfahren „Thoma“ erwarb die Stadt Freiburg 1899 die Villa Colombi. 1906 wurde der Park für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht und von 1909 bis 1923 (Eröffnung des Augustinermuseums) war ein Teil der städtischen Sammlungen im Colombi-Schlössle untergebracht. Seit Anfang Juli 1945 nutzte die von der französischen Militärregierung eingesetzte Landesverwaltung für Baden die Räume. 1947 wurde das Schlösschen badische Staatskanzlei und damit Sitz des Staatspräsidenten Leo Wohleb. 1953 bis 1977 war die Villa Colombi an das Oberlandesgericht vermietet.

Wie in den zwanziger Jahren erörterte man auch in den siebziger Jahren lebhaft die Nutzung des Gebäudes. Kurhaus, Casino, Musikcafé oder Hotel waren kontrovers diskutierte Alternativen. Der Gemeinderat entschied sich 1978, angesichts eines möglichen Verkaufs, für einen Umbau zur Einrichtung des Museums für Ur- und Frühgeschichte, das 1983 eröffnet wurde. Heute, in Zeiten leerer Kassen, steht diese denkmalverträgliche Nutzung als städtisches Museum auf dem Prüfstand. Den Freiburgern droht damit der Verlust einer lieb gewonnenen Einrichtung.

Gitta Reinhardt-Fehrenbach

*LDA · Dokumentation und Inventarisaton
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau*



Ortstermin



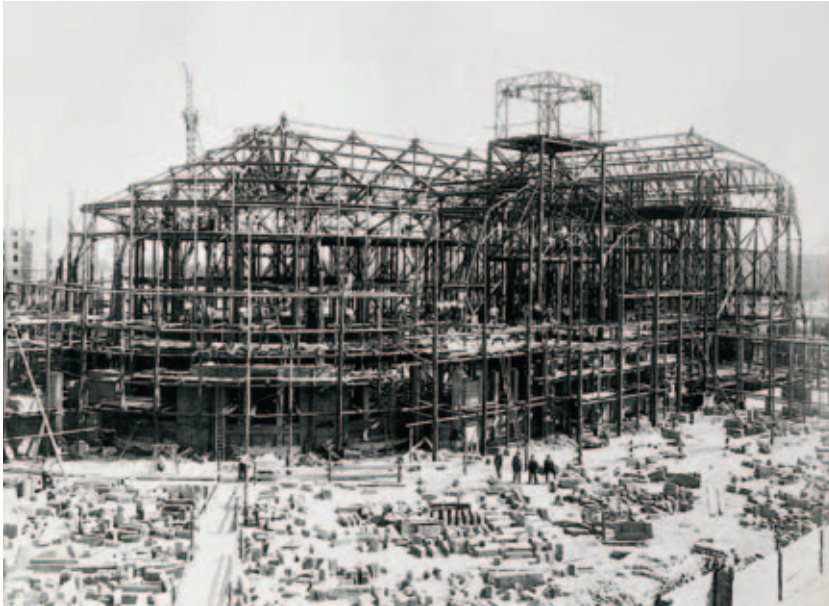
Der grüne Mönch und die rote Nonne Zur Dachinstandsetzung des Mannheimer „Rosengarten“

Der Mannheimer „Rosengarten“, ehemalige Festhalle und heutiges Kongresszentrum, zählt zu den bedeutendsten Großbauten der Stadt an der Wende des 19. zum 20. Jahrhundert. 1899 bis 1903 wurde die Fest- und Konzerthalle nach Plänen des Berliner Architekten Bruno Schmitz in moderner Eisenskelettkonstruktion mit vorgehängter dekorativer Sandsteinfassade erbaut. Diese moderne Konstruktion erlaubte nicht nur eine verkürzte Bauzeit und eine Senkung der Baukosten, sondern auch eine für die erwünschten großen Säle entsprechende Spannweite. Der Mannheimer Rosengarten ist in konstruktiver Hinsicht und in seiner Formsprache ein in Baden-Württemberg einzigartiges Beispiel einer Festhalle aus der Zeit der Jahrhundertwende (1899/1903). Er dokumentiert darüber hinaus den Eisenskelettbau und die Kulissenarchitektur dieser Zeit.

1898 hatte die Stadt Mannheim – nachdem sich vor allem die Mannheimer Vereine für den Bau einer Festhalle eingesetzt hatten –, einen beschränkten Wettbewerb, zu dem alle Mannheimer Architekten, Bruno Schmitz und die Berliner

Architektengemeinschaft Heinrich Seeling & Julius Sehring eingeladen wurden, ausgelobt. Insgesamt sechs Entwürfe wurden eingereicht, die von einer hochkarätig besetzten Jury – Architekten wie Friedrich Thiersch und Paul Wallot zählten zu ihnen – beurteilt wurden. Bruno Schmitz (1858–1916), der seinem Entwurf den Projektnamen „Karl Theodor“ gegeben und sich damit ausdrücklich auf den barocken Ursprung der Stadt bezogen hatte, gewann den 1. Preis. 1899 erhielt er, nach Einarbeitung der Modifizierungswünsche der Stadt, den Auftrag.

Die in Mainsandstein gearbeitete Fassade zeichnet sich durch eine ästhetisch wirkungsvolle Plastizität aus, wobei der skulpturale Fassadenschmuck und die Kupferreliefs – nach Entwürfen des Breslauer Bildhauers Christian Behrens (1852–1905) gearbeitet – besondere Aufmerksamkeit verdienen. So würde bei einer genaueren Betrachtung der Fassade deutlich werden, dass wir es hier nicht, wie meist angenommen, mit einem Werk des Jugendstils zu tun haben, sondern dass der von Schmitz gewählte Projektname „Karl Theodor“ auch in stilistischer Hinsicht Programm



war. Vielmehr handelt es sich um einen neobarken Bau, der von einer ausgewogenen strengen Symmetrie geprägt wird. In ikonologischer Hinsicht haben sich die Mannheimer hier ein Bürger Schloss am Eingang der Stadt errichtet.

Zu berichten ist an dieser Stelle jedoch von einer bemerkenswerten Dachinstandsetzung, die im Jahre 2002 vollendet wurde.

Obwohl weite Teile des „Rosengartens“ im Zweiten Weltkrieg zerstört wurden, blieb immerhin das Hauptgebäude äußerlich von größeren Zerstörungen verschont. Bei den gleichwohl notwendigen Reparaturmaßnahmen in den Nachkriegsjahren wurde das Innere komplett dem Zeitgeschmack angepasst und einige wenige, aber doch entscheidende Reduzierungen bei der

Gestaltung des Daches vorgenommen. So verzichtete man auf die das Dach gliedernden Froschmaulgauben ebenso wie auf die direkten Dachanschlüsse oberhalb der Blendbögen über den Rundbogenfenstern des großen Saales. Die beiden seitlichen Annexbauten wurden erhöht, sodass deren Dachflächen einen höheren Anschlusspunkt an das Hauptdach aufweisen. Entscheidender noch als dies war die Tatsache, dass der „Rosengarten“ zwar erneut mit Ziegeln gedeckt wurde, diese aber nicht mehr die bauzeitliche Farbigkeit aufwiesen. Nur wenige bauzeitliche Ziegel fanden damals eine Wiederverwendung.

Seit Mitte der 1990er Jahre wurde seitens des Betreibers des heutigen Kongresszentrums m:con das Vorhaben verfolgt, das bauzeitliche Dach abzutragen und ein zweigeschossiges, nutzbares Dach zu errichten. Zugleich sollten bei dieser Maßnahme brandschutztechnische Probleme behoben werden. Auf diese Weise wäre nicht nur das Erscheinungsbild des „Rosengartens“ in empfindlicher Weise gestört, auch die bauzeitliche Dachkonstruktion – ein genieteter Eisen-dachstuhl in Fachwerkkonstruktion – wäre zerstört worden. Was Ende 2000 noch aus wirtschaftlichen Gründen als unumgängliche Maßnahme entgegen aller denkmalpflegerischen Bedenken durchgesetzt werden sollte, hätte, einer erneuten Wirtschaftlichkeitsberechnung 2001 zufolge, tatsächlich den Ruin des Unternehmens bedeutet. So waren es nicht die denkmalpflegerischen Argumente und die seitens des Landesdenkmalamtes angemeldeten erheblichen Bedenken gegen diese Maßnahme, sondern die Ko-



sten des Neubauprojektes, die den Betreiber des Kongresszentrums Ende 2001 schließlich auf den Pfad der Denkmalpflege führten.

Unter anderem auf Grundlage eines vom Landesdenkmalamt in Auftrag gegebenen Gutachtens wurde der genietete Dachstuhl instand gesetzt und für die Dachdeckung das Konzept entwickelt, die bauzeitliche Farbigkeit zu wiederholen sowie die in den 50er Jahren zurückgenommene Dachgestaltung nach bauzeitlichem Vorbild wiederherzustellen. Mit dieser Maßnahme wurde einem zukünftigen Ansinnen, den „Rosengarten“ in seinem Erscheinungsbild zu verändern, vom Betreiber selbst langfristig ein Riegel vorgeschoben.

Im Firmenkatalog der pfälzischen Ziegelfabrik Ludovici von 1907 wird der für die Festhalle Mannheim verwendete „Altdeutsche Ziegel“, eine Sonderanfertigung des Z 6, beschrieben: „Der Ziegel ist sehr stark, besitzt Kopf- und Seitenschutz in bester Konstruktion und gibt ein dichtes Dach ohne Mörtel. Der Ziegel ergibt ein ungemein schönes Dach und hat schon viel Verwendung gefunden. [...] Zur Festhalle Mannheim wurde die Nonne von Z 6 2 cm schmaler gewünscht und wird dieses Modell als Z6b geführt (Z 6b breit, 1 qm 16 St.) ... Die Nonne ist rot engobirt und der Mönch grün glasiert.“

Da die Fa. Ludovici heute nicht mehr besteht, wurden mehrere Firmen aufgefordert, einen Musterziegel entsprechend dem historischen Vorbild vorzulegen. Der schließlich ausgewählte Ziegel ist eine Sonderanfertigung mit der Bezeichnung „E28S Klosterziegel“. Es handelt sich um einen einteiligen, zweifarbigen Ziegel, dessen Mönchs-Teil im gotischen Schnitt mit Nase grün glasiert ist, der Nonnenteil verblieb naturrot. Das Erstellen einer Mustergaube mit einer Mustereindeckung erbrachte das Ergebnis, dass aus bautechnischen Gründen sowohl ein rechtsdeckender als auch ein linksdeckender Ziegel produziert werden muss. Somit wurde das Dach auf den neuesten technischen Stand gebracht.

Heute zeigt sich das Dach des „Rosengartens“ wieder in jenem Bild, das 1907 in der Publikation „Mannheim und seinen Bauten“ beschrieben wird: „Der in rotem Main-Sandstein ausgeführte Bau erhebt sich auf einem dreistufigen Basaltsockel auf dem nur wenig gegen dasselbe ansteigenden Terrain. Die gewaltigen Dachflächen sind mit einem nach Art von Mönch und Nonnen eigens für diesen Bau konstruierten Dachfalzziegel



in der Art eingedeckt, dass zwei Ziegel zu einem einzigen Dachstein vereinigt sind. Die Nonne hat die rote Naturfarbe, während der Mönch mit grüner Farbe glasiert ist. Dadurch haben die Dachflächen einen rötlich schimmernden, samtweichen Farbenton erhalten, welcher zu den roten Fassadenflächen harmonisch abgestimmt ist.“ Der Mannheimer Volksmund brachte es auf den Punkt, als man vom „liegenden Frosch“ sprach. Wer heute in die Stadt einfährt, kann sich des Gefühls nicht erwehren, dass dieser wach geküsst wurde.

Hinweise und Literatur:

Bei dem für den Dachstuhl verwendeten Material handelt es sich um unlegierte, unberuhigt vergossene Baustähle. Sowohl bezüglich der chemischen Zusammensetzung als auch der Festigkeitswerte sind sie dem heutigen Werkstoff USt37-2 (DIN 17100) bzw. S235JRG1 (DIN EN 10 025) verwandt. Aktuelle Informationen der Fa. von Müller Dachziegel, Eisenberg 2002.

Mannheim und seine Bauten, hrsg. vom Unterrheinischen Bezirk des Badischen Arch.- u. Ing. Vereins und vom Arch.- u. Ing. Verein Mannheim-Ludwigshafen, Mannheim 1907, S. 180 ff.

Dr. Astrid Hansen
Landesamt für Denkmalpflege
Schleswig-Holstein
Wall 47-51
24103 Kiel

Ortstermin



Stockach, Salmannsweiler Straße 1,
Kreis Konstanz

„Kurioser Kartoffeldruck an der Stuckdecke
im vormaligen herrschaftlichen Rentamt ...“

Mit diesen Worten benachrichtigte der für die Voruntersuchung und Restaurierung beauftragte Restaurator das Landesdenkmalamt und bat um fachliche Begleitung und Unterstützung. Bei dem Beratungstermin konnten sich die Mitarbeiter von Restaurierungswerkstatt und Bau- und Kunstdenkmalpflege von einer Rarität überzeugen: Während der laufenden Instandsetzungsarbeiten des Gebäu-

des wurde bei Voruntersuchungen an der Stuckdecke im relativ niedrigen Eckraum des ersten Obergeschosses unter 9 bis 10 späteren Kalkanstrichen eine aufwändig gegliederte, farbige Fassung des Deckenstücks, vermutlich des frühen 18. Jahrhunderts (1705/06 Dendrodatum des Deckenbalkens oberhalb der Stuckdecke), entdeckt. Die repräsentative Stuckausstattung weist Motive

in Frühbarockformen auf. Sie zeigt im Zentrum einen schweren ovalen Stuckrahmen und in den vier Ecken kleinere profilierte Rahmenleisten in vierpassähnlicher Medaillonform. Das mittige Oval wird durch spangenartiges Übergreifen flächiger Blattelemente mit den äußeren Medaillons verklammert. Zwischen den Medaillons der Schmalseiten sind Vasen, zwischen denen der Längsseiten Muscheln mit Blattranken angeordnet.

Alle Beteiligten waren hochofrend darüber, einen – nach bisherigem Kenntnisstand – einzigartigen Befund hinsichtlich der Fassung vor sich zu haben. Man war auf eine der selten überlieferten, farbig gefassten Stuckdecken aus der Zeit kurz nach 1700 gestoßen. Diese Farbfassung verblüffte dadurch, dass sie die Stuckornamente mit an „Kartoffeldruck“ erinnernden Punktmotiven in einem als Zinnober analysierten Rot einfasst. Teilweise tauchen die wie „gestempelt“ wirkenden Punkte auch in der Fläche auf bzw., die Ornamente selbst sind mit diesen roten Punkten belegt. Zeitgleich mit der Rotfassung ist die blaue Fondfassung aus Smalte einzuordnen. Die in Größe und Anordnung variierenden und mit dem Pinsel freihändig aufgetragenen Punkte kommen neben dem bereits erwähnten Rot auch in Blau und in Ockergelb vor. Ungewöhnlich ist weiter die Vorzeichnung (?) eines kleinen Vogels aus Graphit (vgl. Abb. oben) an einer Stelle inmitten der verschlungenen Blattranken an den Längsseiten. Ob dies ein Hinweis auf den Meister der Stockacher Decke sein kann, es wird der u. a. in Bamberg tätige Stuckateur Johann Jakob Vogel (1661–1727) vermutet, muss späteren Recherchen genauso vorbehalten bleiben wie die Klärung der Frage nach der Funktion von Zeichnung und Farbe in dieser Komposition.



Dienen sie als Skizze, sind sie eine Vorzeichnung oder handelt es sich hierbei vielleicht bereits um die endgültige Konzeption?

Ungewöhnlich ist auch die Technik von Deckenstuck und zeitgleicher Fassung: Profile und Stuckaturen wurden abschnittsweise als „Tagewerke“ gearbeitet. Die farbliche Fassung des Fonds und das Aufbringen der gestempelten Punkte im jeweiligen Deckenabschnitt erfolgten gleichzeitig. Am Mittelspiegel ließ sich beispielsweise feststellen, dass zuerst die Profilleisten angebracht wurden. Direkt anschließend erfolgte die farbige Fassung mit roten Punkten. Danach wurden die Blattornamente frei angetragen, die in einigen Bereichen die Fassung überdecken. Mit dieser Technik wurde möglicherweise versucht, die Tiefenwirkung der Stuckformen zu erhöhen.

Mit der Stadt Stockach als Bauherrin, Restaurierungsreferat und Konservatorin wurden die Sicherungsmaßnahmen für diese Stuckausstattung mit Erstfassung des frühen 18. Jahrhunderts diskutiert. Die Decke wies erhebliche Schäden durch Risse, Absenkungen der Deckenkonstruktion, losgelöste Putzpartien und Abplatzungen der späteren Fassungsschichten auf. Das denkmalpflegerische Konzept hatte verschiedene Überlegungen zu berücksichtigen. Es galt als erste Priorität, die qualitätvolle Stuckdecke mit Fassungsbeleg ohne Substanzverluste zu sichern und weiter zu tradieren. Im Rahmen von Freilegungsproben zeigte sich, dass die erste Fassung nur in Teilen zerstörungsfrei herausgearbeitet werden konnte. Es war schnell klar, dass, wollte man diese seltene Fassung zeigen, ihr Erscheinungsbild nur fragmentarisch wäre. Die Abdeckung der Erstfassung wurde diskutiert, sie hätte jedoch eine zusätzliche Beanspruchung der farbigen Fassung bedeutet. Aus restauratorischer Sicht erschien dies unter Berücksichtigung materialtechnischer Zusammenhänge nicht vertretbar. Die Stadt Stockach konnte sich mit der Präsentation einer nur in Teilen die farbige Erstfassung zeigenden Stuckdecke anfreunden.





Von einer weiteren Freilegung und einer Überfassung wurde aufgrund der erläuterten Problematik Abstand genommen. Somit kann die gesicherte Decke von Interessierten angeschaut werden und ist nicht nach einer Dokumentation mindestens bis zur nächsten Sanierung für die kommenden

Jahrzehnte unter einer schützenden Abdeckung verschwunden. Jetzt gibt es für jeden, auch für Forscher der Kunstgeschichte und Restaurierung, die Möglichkeit, während der Öffnungszeiten der Stockacher Stadtbibliothek direkt am Objekt die Fragen zu klären, die im Laufe der Instandsetzung aufgeworfen wurden. Vielleicht ergeben sich dabei weitere Erkenntnisse zum Meister der Decke, zu Motiven, Ikonografie und Funktion dieses frühbarocken Repräsentationsraumes.

Quellen und Literatur:

Ortsakten des LDA, Freiburg, zu Stockach, ehemaliges Rentamt, Salmannsweiler Straße 1.

M. Sebastiani: Restauratorenbericht zu Vorzustand und ausgeführten Restaurierungsmaßnahmen, Überlingen September 2002 und Mai 2003.

Prof. Dr. habil. H.-P. Schramm – Dipl.-Ing. (FH) M. Schramm: Farbchemische Analyse von Fassungsproben, Dresden April 2002.

Hans-Jürgen Bleyer: Dendrochronologische Untersuchung, Stockach Altes Forstamt, Januar 2002.

Monika Loddenkemper M. A.

LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege

Sternwaldstraße 14

79102 Freiburg/Breisgau

Ortstermin



Die alte Wallfahrtskirche in Engen-Welschingen Dokument der Frömmigkeitsgeschichte und der Restaurierungsgeschichte

Nach Vollendung des Neubaus einer den Raumansprüchen der ausgehenden 1960er Jahre genügenden neuen Wallfahrtskirche am Ortsrand von Welschingen (Kr. Konstanz) im Jahre 1973 wurde im Zusammenhang straßenplanerischer Überlegungen über einen möglichen Abriss des nun überflüssig gewordenen spätromanischen Kirchenbaus verhandelt. Der in die Zeit von 1200 bis 1250 zu datierende Westturm, mit seinen Schießscharten deutlich als Wehrturm auszumachen, und die rätselhaft bleibenden Reliefs an den Gebäudekanten mit Darstellungen von Drachen, Reiter (Hl. Georg?), Löwenkopf, Sternen und Neidkopf (?) wiesen das Bauwerk als baugeschichtlich höchst interessant aus und halfen aufs Erste, die Denkmaleigenschaft deutlich zu machen. Darüber hinaus war die Existenz von Wandmalereien mit der Darstellung Johannes des Täufer und des Stifters, des Herrn von Hewen, im Chor bekannt. Als Lösung des Problems zeichnete sich, wie nicht ganz unüblich in jenen Jahren, die Bereitschaft ab, Turm und Chor der Kirche zu erhalten. Das

1932 gründlich erneuerte Langhaus galt als weniger bedeutend.

Die im Kirchenraum vorhandenen Skulpturen wie eine mittelalterliche Pietà, eine barocke Kreuzigungsgruppe und Darstellungen der Heiligen Ursula, Agatha, der beiden Johannes und des Auferstandenen, alle mit einer Fassung von 1932 versehen, sollten von dieser befreit werden und in ihrer ursprünglichen Fassung in den Neubau überführt werden. Für eine Finanzierung dieser Maßnahme setzte sich die damals zuständige höchst engagierte Gebietsreferentin des Landesdenkmalamtes Dr. Elfriede Schulze-Battmann ein, vehement wehrte sie sich aber auch gegen die Absicht, die freigelegten Wandmalereien im Chor abzunehmen und ebenfalls in die neue Kirche zu verbringen. Die Vermutung, hier einen umfangreicheren Wandmalereibestand vorzufinden, war der erfahrenen Denkmalpflegerin Gewissheit; erst in den letzten Tagen ihrer Dienstzeit wurde diese 1975 bestätigt. Es zeigte sich, dass das Langhaus vollständig ausgemalt war mit rechteckigen, in

drei Reihen übereinander angeordneten Bildfeldern. Die zu identifizierenden Darstellungen lassen an eine Bilderbibel aus dem mittleren 14. bzw. frühen 15. Jahrhundert denken.

Bevor aber an weitere Freilegungsarbeiten, die Konservierung der aufgedeckten Malereien oder an ihre Restaurierung auch nur gedacht werden konnte, mussten zunächst die dringende Dachsanierung und eine Außeninstandsetzung durchgeführt werden. Aufgrund von Finanzierungsschwierigkeiten konnten diese aber erst zehn Jahre später nach Aufnahme der alten Wallfahrtskirche in das Schwerpunktprogramm des Landes Baden-Württemberg begonnen werden. In einer Begründung für die Aufnahme in das Schwerpunktprogramm heißt es noch: „Bei der Wiederherstellung des Kircheninnern muss also die Herausarbeitung eines den Fresken adäquaten Zustandes Vorrang haben vor der Erhaltung der jetzigen Ausstattung, die weitgehend von der letzten großen Renovierung im Jahre 1932 stammt. Bei den Ausstattungsteilen handelt es sich um Neuschöpfungen ... welche nicht als wertvoll angesehen werden können.“

Nach Sicherung des Bauwerks im Äußeren wurde 1988 der Umgang mit der Raumschale mit allen Beteiligten bei einer Vielzahl von Ortsterminen erneut erörtert. An die Stelle der Sicherheit, die mittelalterlichen Wandmalereien vollständig freilegen zu wollen, war angesichts der Wirkung des bestehenden Raumeindrucks eine deutliche Ver-

unsicherung getreten. Ganz anders als im Kirchenneubau war hier die Geschichte der Wallfahrt erlebbar, besonders aber die der Eltern- und Großelterngeneration in einer eigentlich keineswegs kirchenfreundlichen Zeit.

Die ungeheure Anziehungskraft der Wallfahrtsstätte Welschingen im Hegau führte 1911 wie wohl schon um 1500, 1783 und nach 1850 zu Erweiterungsplänen. 1932 kam dann die Planung des Leiters des Erzbischöflichen Bauamtes in Konstanz J. Hitzel zur Ausführung. Dabei wurde der Chor verkürzt und das Langhaus entsprechend verlängert. Nach Plänen von Hitzel wurde der Raum 1933 durch Robert Rauch unter Mitwirkung von Theobold Moriel im Sinne eines „dekorativen Expressionismus“ neu gefasst. Das ikonografische Programm dieser Ausmalung nimmt Bezug auf die marianische Ausrichtung der Wallfahrt und folgt der theologischen Rückbesinnung auf das Mittelalter in den 1920er und 1930er Jahren, wie es im Deckenbild mit der Darstellung Mariens mit dem Einhorn anschaulich wird. Der vorhandene, vor allem barocke Skulpturenbestand wurde im Stil der Raumfassung überfasst, der Hochaltar unter Einbeziehung der Maria-Johannes-Gruppe aus der Zeit um 1700 von Hitzel neu gestaltet. Das Gleiche gilt auch für das „Ziborium“ des Gnadenaltars, wobei auch das Gnadenbild, eine Pietà aus der Zeit um 1500, eine entsprechende Überfassung erhielt. 1934 fand diese Neugestaltung mit dem Einbau von Glasfenstern und dem Kreuzweg



seinen Abschluss. Die stark ornamentale Wirkung des Kreuzweges beruht auf der bandartigen Zusammenfassung als Abschluss der hohen Lambris entlang der beiden Langhauswände.

Das 1988 neu erarbeitete und auch tatsächlich umgesetzte Restaurierungskonzept sah nunmehr vor, den 1975/76 aufgedeckten Bilderzyklus aus dem mittleren 14. und frühen 15. Jahrhundert zu konservieren, die Hackspuren zu schließen und mit einer „Neutralretousche“ zu versehen, um so eine größtmögliche Lesbarkeit der Bilder zu erreichen, ohne in die gotische Malsubstanz einzugreifen. Diese Bemühungen hatten Erfolg. Während auf der Nordseite die Leidensgeschichte Christi dargestellt ist, erkennt man nun nach der Restaurierung auf der Südseite Szenen aus dem Marienleben. Gleichzeitig aber wurde die Raumschöpfung von 1932 gereinigt und gefestigt, eine Arbeit, die den Restauratoren einige Schwierigkeiten bereitete. Die in den 1920er und 1930er Jahren gerade in der Dekorationsmalerei angewandte Technik, auf versilberten und vergoldeten Untergründen Leimfarbenlasuren aufzubringen, ist per se nicht auf Langlebigkeit ausgerichtet. Da der bandartig zusammengefasste Kreuzweg an den beiden Langhauswänden einerseits ganz wesentlich für den Raumeindruck in der Fassung von 1932 ist und dieser andererseits die gotischen Wandmalereien zu einem guten Teil verdeckt, lag die Lösung des konservatorischen Konfliktes nahe: In dem Ton der Wandfarbe der Raumfassung von 1932 gefasste, auf Keilrahmen gespannte Leinwände, die mit den entsprechenden Teilen des Kreuzweges verbunden sind, decken die Wandmalereien ab und „stören“ so nicht die Raumschöpfung von 1932, ein eingebauter Klappmechanismus ermöglicht jedoch das Betrachten der mittelalterlichen Wandmalereien. Ganz wesentlich für diese Lösung sprach auch die nicht zu unterschätzende Schutzfunktion dieser Abdeckung für die wertvollen Wandmalereien.

Die weitere Ausstattung des Kirchenraumes wie z. B. die Altäre, Kanzel und die Kommunionbank



blieben in ihrer „Erstfassung“ von 1932 erhalten, und der noch immer überaus reiche Skulpturenbestand aus den unterschiedlichsten Epochen behielt ebenfalls das „Gewand“ dieser Zeit. Nur das Gnadenbild der Wallfahrt, die mittelalterliche Pietà, fehlt im Ziborium des Gnadenaltares und hinterlässt eine Lücke in diesem so erstaunlich einheitlich wirkenden Raum.

Dr. Frank T. Leusch

LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege

Sternwaldstraße 14

79103 Freiburg/Breisgau

Mitteilung

Hochwasser – Wandel im Wohnbau zwischen Gotik und Barock – Südsachsen und Nordböhmen

Bericht über die Jahrestagung des Arbeitskreises für Hausforschung vom 18. bis 21. September 2002 in Pirna

Die Tagung des Jahres 2002 stand unter den drei in der Überschrift genannten Themen. Neben der jährlich wechselnden wissenschaftlichen Fragestellung und der Vorstellung der Tagungsregion durch Vorträge und Exkursionen war im September 2002 die große Überschwemmung der Elbe und ihrer Nebenflüsse mit den Folgen für die Altstädte und die Baudenkmale das aktuelle Thema, mit dem sich die Tagungsteilnehmer konfrontiert sahen.

Pirna, der Inbegriff einer altdeutschen Stadt, und das Hochwasser

Pirna, der Tagungsort, ist für den noch immer nicht genügend mit den östlichen Landesteilen vertrauten Wessi eine große Überraschung. Die Stadt am westlichen Elbufer, die sich von den Auwiesen bis an den Fuß des Burgberges hochzieht, besticht durch ihre geschlossene spätmittelalterlich-frühneuzeitliche Bebauung von beachtlicher Qualität. Bernardo Bellotto, gen. Canaletto, war vom nahen Dresden aus oft zu Gast in Pirna und hat die Stadt in den Jahren 1753/55 mit insgesamt elf Veduten porträtiert. Die Rezeption dieser Stadtansichten hat Pirna zum Inbegriff einer altdeutschen Stadt werden lassen.

Zunächst war es fraglich gewesen, ob die Tagung so kurz nach der Naturkatastrophe überhaupt am vorgesehenen Tagungsort stattfinden konnte. Hatte die einladenden Hausforscher vor Ort nicht Wichtigeres zu tun, als sich um die Betreuung von Gästen aus Deutschland, Österreich, der Schweiz, den Niederlanden, Belgien und Tschechien zu kümmern? Im Gegenteil, es wurde als Akt der Solidarität empfunden, dass die Tagungsteilnehmer trotz der schwierigen Verhältnisse nach Pirna kamen. Wegen des Hochwassers und der Katastrophenberichte waren die Feriengäste ausgeblieben, Hotellerie und Gastronomie litten selbst dort, wo gar kein Schaden entstanden war, Not. Die Einschränkungen der Tagungsteilnehmer bestanden im Wesentlichen darin, dass sie Hotels ohne warmes Wasser, funktionierendes Heizsystem oder betriebsfähige Küchen bewohnten.

Eine außergewöhnlich hilfsbereite Atmosphäre herrschte zur Zeit der Tagung. Die Frage nach der Straße des Hotels wurde beantwortet mit der Gegenfrage, ob man nicht Bettwäsche oder Kinderspielzeug brauche oder jemanden wisse, der es benötige ... An den Hauswänden der von der Überschwemmung betroffenen, tief gelegenen Straßen war das horizontale dunkle Band des Wasserhöchststandes abzulesen. Haustüren und Fenster der Untergeschosse standen an fast allen Gebäuden Tag und Nacht offen. Von den frühen Morgenstunden an bis tief in die Nacht schaufelte, hämmerte, nagelte es aus unzähligen Baustellen, surrten Entfeuchtungsanlagen. Einleitende Vorträge thematisierten das Hochwasser bzw. standen im Zusammenhang damit. Zwei interessante Aspekte sollen hier genannt werden. Wir erfuhren zum einen, dass ein großes Elbhochwasser im Durchschnitt alle 50 Jahre auftritt, und viele Schäden durch das Verdrängen dieser

1 *Der venezianische Vedutenmaler Bernardo Bolletto, der wie sein Onkel Canaletto genannt wurde, wirkte um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Dresden als kur-sächsisch-königlich pol-nischer Hofmaler. Zwischen 1753 und 1755 hat er von der vier Weg-stunden von Dresden flussaufwärts gelegenen Stadt Pirna insgesamt elf Stadtansichten ge-malt. Abgebildet ist hier der Marktplatz von Pirna.*



Tatsache und durch Planungsfehler aufgetreten sind. Zweitens war es sehr interessant zu hören, dass das historische Baumaterial dem Hochwasser standhält. Tatsächlich lag in den Containern vor allem modernes Baumaterial wie Gipskartonwände, modernes Wärmedämmmaterial, Pressspanplatten, verbogene Kunststoffteile und Haustechnik. Sandstein und Kalkputz trocknen aus, Holztüren und Holzfensterrahmen lassen sich nach der Flut reparieren. Das freut den Denkmalpfleger. Ein Medienbericht über diesen Aspekt wäre hilfreiche Werbung für die Anliegen der Denkmalpflege, weil es sich positiv auf die Wertschätzung historischer Bauten und Baumaterialien auswirken könnte!

Weitere 30 Vorträge und Exkursionen widmeten sich dem wissenschaftlichen Tagungsthema und der Tagungsregion. Sie können hier nicht einzeln vorgestellt werden. Der Bericht soll neugierig machen auf die unter dem Titel „Jahrbuch für Hausforschung“ regelmäßig publizierten Tagungsbände. Und es ist, wie immer, die hervorragende Organisation dieser Tagung zu loben.

Am ersten Tag wurden die Stadtbaugeschichte, Quartiere und einzelne Häuser aus der Stadt Pirna bzw. aus Sachsen vorgestellt, am gleichen Tag fünf Häuser und die Stadtpfarrkirche St. Marien besichtigt. Ein besonders beeindruckendes Wohnhaus mit spätgotischem Sitznischenportal hat sich z.B. der ab 1502 in Pirna tätige Baumeister der Marienkirche, Peter Ulrich, am Marktplatz 3 errichtet. Es ist erstaunlich, was zwölf Jahre nach der Wende an neuer Forschung vorliegt und wie viele Häuser gerade um den Marktplatz renoviert sind. Dass insgesamt noch sehr viel zu tun ist, zeigt sich in der parallel zur Elbe verlaufenden Langen Straße.

Hausbau im südlichen bzw. westlichen Sachsen und im nördlichen Böhmen

Der zweite Tag war dem Hausbau in Sachsen und Böhmen gewidmet und bereitete damit auf die Tagesexkursion nach Nordböhmen am dritten Tag vor. Die Vorträge waren nach städtischem und ländlichem Bauen gegliedert. An diesem Tag haben auch Kollegen aus Tschechien ihre Studien vorgestellt, wobei einige Vorträge simultan übersetzt wurden. Die Möglichkeit eines grenzüberschreitenden fachlichen Austauschs und die Qualität und Eigenart einiger Objekte ließen die Probleme schnell vergessen.

Milena Hauserova und Michael Rykl stellten ein gotisches Backsteinhaus in der Prager Altstadt vor, ein nur 5 m breites, zweistöckiges Haus von 1352 (d), das im Inneren reich geschmückt war. Von den beiden Obergeschossräumen war einer ursprünglich ein Saal mit offenem Kamin, der an-



2 Wohnhaus des Kirchenbaumeisters Peter Ulrich am Marktplatz in Pirna.

dere hatte eine Stube mit Holztonnendecke, der Rauchabzug führte oberhalb der Holztonne zu Schlitzfenstern in der Hoffassade; Wirtschaftsnutzung gab es keine. In der lebhaften Diskussion wurde darauf abgehoben, dass unter Karl IV. das System der Pfalzen zugunsten der Residenz Prag aufgegeben wurde und dass der Feudaladel sich damit auch in Prag Stadthäuser erbaute. Es wurden zahlreiche nachvollziehbare Argumente dafür vorgebracht, dass es sich bei diesem ungewöhnlichen Gebäude um solch ein Stadthaus eines Adligen handeln könnte.

Frank Ernst Nietzsche sprach über das Biblische Haus in Görlitz, ein Haus, das sich der Weimarer Waidhändler Hans Heinze 1570 in Renaissanceformen erbauen ließ und das eine Steinfassade mit Reliefs mit biblischen Szenen von atemberaubender Qualität besitzt. Die erhaltend renovierte Fassade war – auch das zeigt den Rang des Gebäudes an – finanziert worden durch die Wüstenrotstiftung und wurde betreut durch das hochrangige Expertengremium Gebeßler, Huse, Mader, Reichwald; jetzt ging es um die Sicherung der Baukonstruktion.

Der Nachmittag war dem ländlichen Bauen in Sachsen und Böhmen gewidmet. Vier sich ergänzende Vorträge haben sich mit der Vorstellung der für diesen Teil Sachsens und für Nordböhmen charakteristischen Umgebendehäuser befasst. Das ist die Form, in der Wohnen und Wirtschaften vom 16. Jahrhundert bis in die Zeit um 1840/50 in dieser Gegend üblich war. Dem Wohnen diente einzig eine sehr große und hohe, in den Dachraum hineinragende Bohlenstube aus Halbstämmen. Bei Vorläuferbauten des Umgebendehauses stand das Vieh noch nicht mit unter dem Dach, es

3 Das „Haus zum Kelch“ am Marktplatz von Litoměřice (Leitmeritz) mit seiner ursprünglichen, 1834 unter Abbau der Blendgiebel veränderten Fassade. Das Gebäude mit der charakteristischen, begehbaren Kuppel wurde 1570–1580 durch den italienischen Baumeister Ambrosio Balli für eine Patrizierfamilie umgebaut.



gab separate Ställe. Erst ab dem 17. Jahrhundert erfolgte die Zusammenlegung. Das ergab einen Grundriss mit hoher Bohlenstube, Flur, Stall, einem durch Feuerverordnungen des 18. Jahrhunderts an die Hausaußenseite verlegten Backofen und mit einer Küche, die über den Querflur erschlossen bzw. an den Stall angebaut war. Konstruktiv waren die Dachstühle auch auf dem Land durch eine Mittellängsaussteifung mit Andreaskreuzen geprägt. Mitte des 19. Jahrhunderts wurde der ländliche Grundriss bzw. das ländliche Wohnen aufgegeben und städtischen Formen angepasst. Die Bohlenstube wurde hinausgeworfen oder wenigstens von außen ummauert, das Wohnen verteilt sich seit dieser Zeit auf mehrere Zimmer. Überlegungen zu Dorfgründungen im Zusammenhang mit böhmischen Festungsstädten des 18. Jahrhunderts. Dieser Vortrag von Martin Ebel hat Material für ein ungewöhnliches Thema vorgestellt. Wegen der Einfälle der Preußen wurde die böhmische Nordgrenze 1780 unter Joseph II. durch die Festungsstädte Theresienstadt und Josephstadt gesichert. Dörfer mussten verlegt werden. Die Pläne von 1782 für die systematische Neuanlage zweier dieser Dörfer haben sich erhalten. Die Hausparzellen für die Bauernhäuser maßen 39 m x 39 m. Es gab Schule, Gasthaus und Schmiede. Als einzige finanzielle Unterstützung des Reiches wurde ein Abgabennachlass gewährt, alle anderen Lasten hatten die Bewohner selbst zu tragen. Interessant war der Vortrag von Bernd Adam über

Bestandspläne bäuerlicher Hofstellen in Sachsen von 1775. Der Hannoversche Landbaumeister Christian Ludwig Ziegler, der durch sein Hauptwerk, Kloster Medingen, bekannt ist, hat diese Pläne während seines Studiums 1773–75 angefertigt. Pläne von Höfen in Dresden-Pieschen oder in Bollwitz sind mit vermaßter Parzelle, allen darauf befindlichen Gebäuden samt Grundrissen und Bezeichnung der Raumnutzungen überliefert. Auf der Basis dieser außerordentlichen Quelle lassen sich sehr exakte Studien über die Bauernhäuser dieser Zeit und damit auch über Veränderungen machen.

Exkursion nach Nordböhmen

Am dritten Tag zeigte sich vom Bus aus diese ehemals von Deutschen bewohnte nordböhmische Mittelgebirgslandschaft als dünn besiedelt mit verfallender Bebauung. Besichtigt wurde das ehemals reiche Dorf Zubrnice (Kreis Ústí/Elbe). Dort hat man den Ortskern mit Kirche, Schule und mehreren großen Höfen als Freilichtmuseum für Volksarchitektur ausgewiesen, um ihn so vor dem Abbruch zu bewahren. Die inzwischen renovierte Barockkirche ist Teil des Museums und wird doch weiterhin als Dorfkirche genutzt!

Der historische Stadtkern der Kleinstadt Auscha (Ústěč) ist als Denkmalschutzzone ausgewiesen. Die auf einem Bergrücken gelegene Stadt wird von einer großen Straße, einem alten Handelsweg, durchzogen. Dieser Hauptstraßenzug weitet sich mittig zu einem Platz, auf dem freistehend die große Barockkirche, das palaisartige Pfarrhaus, andere öffentliche Bauten und zurückgesetzt die nur in Rudimenten erhaltene Burg stehen. Das Städtchen ist baulich geschlossen erhalten. Die zweigeschossigen Häuser stammen im Kern noch aus dem Spätmittelalter bzw. dem 16. Jahrhundert, prägend ist aber das 18. Jahrhundert, in dem Auscha im Besitz der Jesuiten war. Wenn man den sehr großen Marktplatz der Elbestadt Leitmeritz (Litoměřice) betritt, denkt man zuerst: noch ganz k.u.k. Geprägt wird die Stadtanlage durch zwei Hügel, den kleineren und höheren ehemaligen Burgberg, der jetzt durch den barocken Bischofssitz bestimmt ist, und den breiten Höhenzug der Bürgerstadt. Die Bausubstanz der Häuser stammt im Kern z.T. noch aus dem Mittelalter. Besichtigt wurde eines der Hinterhäuser in der Jesuitenstraße, das von außen ein durchaus repräsentativer zweigeschossiger Steinbau mit Freitreppe und Doppelsatteldach um 1500 ist, im Inneren besteht es aus einer sehr großen, 4–5 m hohen Bohlenstube, der seitlich zwei übereinander angeordnete kleine Räume angefügt sind. Die Straßen und gerade der sehr große Marktplatz werden von beachtlichen Re-

naissance- und Barockbauten gesäumt. Neben sächsischen Einflüssen waren es vor allem italienische Baumeister, die in diesen beiden Zeiträumen des Wohlstandes das Stadtbild geformt haben. Das Rathaus von 1537/39 in frühen Renaissanceformen und jüngere, oft mit den Namen Ambrosio Balli und Petrus Valch verknüpfte Renaissancebauten sind am Außenbau geprägt durch offene Arkaden und nebeneinander gereihte Blendgiebel. Berühmt ist das Haus zum Kelch, das Balli 1570–80 für eine Patrizierfamilie umbaute. Das Dachwerk dieses Hauses, das in einem allerdings sprachlich gesehen schwer verständlichen Vortrag vorgestellt worden war, besitzt einen turmartigen Aufbau mit kelchförmiger Kuppel. Diese eigenwillige Kuppel ist begehbar. Der Bauherr pflegte seine Gäste hierher einzuladen; man konnte und kann auch heute von dort einen großartigen Ausblick über die Stadt und in das umgebende Land genießen. Der Aufbau führte zum Hausnamen „Haus zum Kelch“. Auch wenn es von unseren tschechischen Führern nicht thematisiert wurde, so ist immerhin bemerkenswert, dass der Bauherr Hussit war und das Zeichen für die Hussiten der Kelch ist. Die nach dem Dreißigjährigen Krieg schwer beschädigte, rekatolisierte, zum Bischofssitz erhobene Stadt wurde in ihrer Silhouette zur Elbe durch barocke Kirchenbauten geprägt. Diese repräsentativen Kirchen, aber auch barocke Dorfkirchen im weiten Umfeld der Stadt, so auch diejenige von Zubrnice, sowie zahlreiche Profanbauten plante die italienische Baumeisterfamilie Giulio, Ottavio und Antonio Broggio.

Wandel im Wohnbau

Der vierte Tag stand unter dem Thema „Wandel im Hausbau der Nachbarregionen“. Wieder wurden einige interessante Einzelobjekte vorgestellt oder auch Ausstattungsfragen, wie die Bohlenstuben der Naumburger Bürgerhäuser von Ruth Czypionk. Das eigentliche Tagungsthema „Wandel“ wurde gerade an diesem Tag mit mehreren Vorträgen in den Mittelpunkt gerückt.

Um den Wandel des Bauens in einer bestimmten Stadt, in einer Gegend, für einen längeren Zeitraum darzustellen, bedarf es der Kenntnis vieler Objekte. Als besonders günstig für diesen Ansatz hat es sich auf der Tagung erwiesen, wenn sich zwei Referenten einem Thema gewidmet, sich den darzustellenden Zeitraum geteilt oder das Thema mit unterschiedlichem methodischem Ansatz behandelt haben.

Bereits an einem der Vorträge hatten sich die zwei Referenten Uwe Richter und Yves Hofmann dem bürgerlichen Hausbau in der Stadt Freiberg gewidmet. Diese Vorträge sind auf der Grundlage

der Arbeit für die Topografie der Stadt Freiberg zustande gekommen: Das spätgotische Freiberg ist geprägt durch zwei Stadtbrände von 1471 und 1484. Als Beispiele wurden gezeigt Domherrenhäuser am Markt mit Blendgiebeln aus der Zeit des Wiederaufbaus nach dem 2. Stadtbrand; ein Haus am Obermarkt von 1499 mit dem ältesten Sitznischenportal Sachsens; das Haus des letzten Freiburger Münzmeisters von 1511/12 in der Korngasse, an dem das letzte Mal Fenstervorhangbögen vorkamen. Diese kunsthistorische Suche nach Leitformen und deren Datierung wurde auch für die Erdgeschosskeller fortgesetzt. Entscheidend war aber nach Darstellung der Referenten, dass diese Bürgerhäuser über älteren Kellern mit meist zwei Geschossen, nur in Ausnahmefällen auch drei, vier oder fünf Geschossen mit Fachwerk in den Obergeschossen, einer Erschließung über hofseitige Treppentürme und gewölbten Erdgeschossen unverändert weiter gebaut wurden, als sich um 1530 in Freiberg der Wandel von der Spätgotik zur Renaissance durchsetzte. Die Renaissancebebauung, die hier bis zum Dreißigjährigen Krieg gerechnet wird und durch eine große Zahl von Einzeldenkmälern vertreten ist, wird geprägt durch die per Bauordnung verlangte Traufständigkeit und eine meist dreigeschossige Bebauung. Fulminanter Auftakt war die symmetrische Renaissancefassade eines Regensburger Handelsmanns von 1527/31. In Freiberg hat man Einzelformen wie Renaissanceportale noch lange in Abhängigkeit von diesem Import gebaut. Es wurden Renaissancedetailformen verwendet, aber noch Anfang des 17. Jahrhunderts Fassaden ohne Rücksicht auf Symmetrie gebaut.

Mit anderen Methoden kamen nachfolgende Referenten für ihre Städte zu abweichenden Ergebnissen! Der zweite Doppelvortrag bezog sich auf die Stadt Einbeck. Andreas Heege berichtete konzentriert und fundiert über die Forschungsergebnisse aus 10 Jahren Stadtarchäologie. Bedingt durch einen Stadtbrand datiert der heutige Baubestand erst ab 1540. Es handelt sich um traufständige Fachwerkbauten mit Spitzgiebeldächern, die nur eine Giebelseite ausgebildet haben. In der durch das Brauereigewerbe geprägten Stadt ist das Erdgeschoss als offene Diele mit Feuerstelle üblich. Im Zwischengeschoss seitlich des Dielentores befand sich die Stube mit Kachelofen, war nach 1540 zur Straße ein Erker ausgebildet. Erhalten ist diese Situation heute nur an einem Haus; die Erker wurden bei den anderen Häusern wohl im 18. Jahrhundert zurückgebaut. Als Beispiel für die Entwicklung vom 13. bis ins 20. Jahrhundert wurde ein abgebrochenes Haus von 1553 vorgestellt: Die Entwicklung der Hausgrundrisse verlief von großen, ungeteilten Räumen zur Hausteilung im Spätmittelalter, zur Aufteilung in

kleinere Räume im 17. Jahrhundert, zur Aufteilung in zwei Wohnungen übereinander je Haushälfte im 19. Jahrhundert. – Thomas Kellermann hat den bürgerlichen Wohnbau Einbecks als Thema der vertiefenden Inventarisierung nach zwei Arbeitsjahren besprochen und dabei u. a. den Baualtersplan vorgestellt, der nach den Fassaden angefertigt wurde. Er hat die Problematik angesprochen, dass dieser Plan ganz anders aussehen würde, wenn er nach den Kellern oder den Dachwerken der Häuser angefertigt worden wäre. Bereits im Programmheft hat er für Einbeck mit seinen 300 untersuchten Parzellen und 250 Baudenkmalen ein Problem der denkmalpflegerischen Praxis und der darauf basierenden einseitigen Forschungssituation angesprochen, das weit über das Beispiel Einbeck hinaus Gültigkeit hat: „Die alleinige Konzentration auf Einzelmaßnahmen an ausgewiesenen Baudenkmalen innerhalb der letzten 120 Jahre und dort insbesondere an den dekorativen Fassaden der ca. 150 erhaltenen Bürgerhäuser der Zeit von 1540 bis 1620 hat die Kenntnis vom Wandel im Wohnbau zwischen Gotik und Barock kaum erweitert, sondern die Fiktion eines vermeintlichen Erstzustandes eher verfestigt. Die Ergebnisse der archäologischen Bauforschung konnten diesen Stillstand erstmals durchbrechen und der Fragestellung neue Impulse verleihen.“ Für den Altkreis Einbeck ist eine umfassende Publikation der Bau- und Kunstdenkmale in Vorbereitung, wo, wie es resigniert heißt, „erst- und vermutlich letztmals der Versuch unternommen (wird), Entwicklungslinien in ihrer Vielschichtigkeit zu fassen.“

Paul Zalewski sprach über Grundrissentwicklungen der Häuser in Schmalkalden, seine Dissertation. Er stellte die Veränderungen der Parzellenbebauung vom Mittelalter bis in unsere Zeit dar und die Veränderungen der Hausstrukturen, d. h. v. a. der Grundrisse innerhalb der Häuser. Die Grundstücke waren in der Romanik auf dem von der Straße abgelegenen Teil mit einer Fläche von 7 m x 9 m überbaut. Als nächster Schritt wurde parallel zur Straße ein schmales Haus erbaut, zuletzt wurde meist im 16. Jahrhundert der verbliebene Hof zwischen Vorder- und Hinterhaus überbaut. Die an der Rückseite der Parzelle gelegenen mittelalterlichen Vorgängerbauten wurden zu meist im 19. Jahrhundert durch Gewerbebauten ersetzt und damit die ältesten Teile zerstört. In der Romanik gab es im Erdgeschoss große Hallen, diese wurden seit dem 15. Jahrhundert niedriger, im 16. Jahrhundert traten sie nur mehr selten auf. Sie lebten nur dort fort, wo eine landwirtschaftliche Nutzung als Weingärtnerhaus bestand. Der übliche Haustypus für die normale Bevölkerung war zweizonig, nur die Oberschicht wohnte in dreizonigen Häusern. Diese Oberschichtshäuser

besitzen Erdgeschoss in Stein, die Obergeschosse sind aus Fachwerk. Interessant ist der Befund einer steinernen Spindeltreppe in der Halle eines Fachwerkhauses. Gewohnt wurde im ersten Obergeschoss. Das zweite Obergeschoss diente als Lagerraum. Mit der Einführung des über Dach führenden Kamins und der Entstehung eines sauberen Dachstuhls wurde das Dach zum Lagerraum. In das zweite Obergeschoss wurden daraufhin Dienstoffkammern eingebaut. Zalewskis These lautete: Bauformen lassen sich nur erklären, wenn man eine Vorstellung vom Vorgängerbau hat. Der Haustypus entsteht daraus.

Thomas Nitz hat über die Grundrissentwicklung Erfurter Bürgerhäuser in der frühen Neuzeit gesprochen. Seine Darstellung begann mit Steinbauten auf dem hinteren Teil der Parzelle, die später Vorbauten bekamen; ein Beispiel ist datiert auf 1283 (d). Das Erdgeschoss des Steinhauses war heizbar. Um 1300 traten als Neuerung dreigeschossige Ständerbauten auf; einer von 1326 (d) ist erhalten. Das Wohnen verlagerte sich vom Erdgeschoss ins 1. Obergeschoss mit Heizmöglichkeit im 1. Obergeschoss und dem 2. Obergeschoss als Speichergeschoss. Stuben lassen sich in Erfurt seit dem 14. Jahrhundert nachweisen. Im 17. Jahrhundert wurde mit einem zweiten Schlot ein zweiter Raum heizbar. Zu Beginn bzw. um die Mitte des 18. Jahrhunderts hat man die Küche mit einem dritten Schlot in den Hof ausgelagert. Im zweiten Obergeschoss wurden Kammern und ganze Wohnungen eingebaut. Viergeschossigkeit war seit dem 16. Jahrhundert möglich. Im 19. Jahrhundert wurde der offene, zum Wohnbereich gehörende Vorsaal, durch den die Treppen führten, abgeschlossen, und es entstand ein gesondertes Treppenhaus. Der Begriff Vorsaal ist seit dem 16. Jahrhundert nachweisbar. Begriffe in Erfurt: Haus = Erdgeschoss, Vorsaal = 1. Obergeschoss, Speicher = 2. Obergeschoss.

Zusammenfassung und Methodendiskussion

Das Zukunftweisende dieser Tagung und Nachdenkenswertes für das eigene tägliche Handeln waren die verschiedenen Resultate bei Anwendung unterschiedlicher Methoden und die durch Thomas Spohn in seinem Abendvortrag angeregte Methodendiskussion. Auch wenn sich die Gedanken dazu jeder alleine machen musste, weil die Diskussion auf der Tagung aus Zeitgründen nur in Ansätzen stattfand.

Der Wunsch, Entwicklungen im Hausbau zu thematisieren, ist bereits an den Überschriften deutlich geworden. Alle Vortragsgruppen waren übertitelt mit „Wandel im Wohnbau...“ Das wurde in einigen Fällen eingelöst, indem die Geschichte

der Bebauung einer Parzelle vorgestellt wurde. In einigen wenigen Fällen erlaubte es der Forschungsstand, die Geschichte der Bebauung der einzelnen Parzellen für eine ganze Stadt vorzustellen. Und da wurde es – wie im Einzelnen bereits dargestellt – sehr spannend. Die Art der Verdichtung der städtischen Strukturen und die eingreifenden Veränderungen der Hausgrundrisse und damit der Wohnformen über die Jahrhunderte wurden deutlich. Um die für die Tagungsregion vorgetragenen Ergebnisse für die Diskussion bzw. Rezeption besser zugänglich zu machen, werden sie hier – trotz möglicherweise nicht unproblematischer Vereinfachungen – zusammengefasst: Die Bebauung einer einzelnen Parzelle läuft in der Tendenz zwischen dem 13. und 19. Jahrhundert so ab: Bebaut wird zunächst der rückwärtige Teil des Grundstücks, dann folgt unter Beibehaltung eines Hofraumes ein zweites Gebäude entlang der Straße und schließlich wird der Hofraum überbaut. Das kann dann früher oder später zur Zusammenfassung der Baukörper unter einem neuen Dach führen.

Innerhalb der Bauten wurde an Beispielen vorgeführt, dass das Wohnen zuerst im Erdgeschoss stattfand und erst im Zusammenhang mit der Einführung eines Kamins ins erste Obergeschoss wanderte. Es wurden in verschiedenen Städten Erdgeschosshallen, aber auch große Vorsäle im ersten Obergeschoss vorgestellt, die immer von einem großen Raum für verschiedene Funktionen des Wohnens und Wirtschaftens zu einer nachträglichen Unterteilung führten und einer Differenzierung der Funktionen. Für mehrere Beispiele wurde die Einführung eines zweiten Kamins und damit eines zweiten heizbaren Raumes für das 17. Jahrhundert vorgestellt. Die Nutzung des zweiten Dachgeschosses für Lagerzwecke war verbreitet. Die Nutzungsänderung erfolgte nach Schaffung eines rauchfreien Daches durch das Führen des Kamins über Dach. Damit wurde das Dach zum Speicherraum, das frei gewordene zweite Obergeschoss wurde in Dienstabteilungen aufgeteilt. Im 18. Jahrhundert hat man dann Flure zur Erschließung der Zimmer eingeführt und im 19. Jahrhundert schließlich das Treppenhaus abgeteilt und die Häuser in mehrere voneinander getrennte Wohnungen aufgeteilt.

All das lief in den verschiedenen vorgestellten Städten unter unterschiedlichen naturräumlichen Gegebenheiten – wie z.B. Grundwasserspiegel, unterschiedlichen Nutzungsanforderungen verschiedener Gewerbe und anderer Funktionen, wechselnden Zeiträumen des Wohlstands und der Stagnation, Katastrophen, unterschiedlichen Entwicklungen bei verschiedenen sozialen Schichten etc. – immer etwas anders ab. Hausforschung erschließt Hausstrukturen und Grundrisse als grund-

legende Quelle, die Aussagen über das Leben von Menschen in einer Zeit erlaubt. Es ist vorstellbar, dass diese Ergebnisse der Hausforschung zukünftig mit der sozialgeschichtlichen Forschung z.B. eines Norbert Elias in „Der Prozess der Zivilisation“ verknüpfen werden und dadurch noch an Anschaulichkeit gewinnen.

Die Hausforschung hat sich auf der Tagung in Pirna neuen Fragestellungen zugewandt. Die letzten beiden Jahrzehnte waren schwerpunktmäßig durch die Suche nach dem „ältesten Haus“ in den einzelnen Städten und Regionen geprägt, der methodische Schwerpunkt lag auf dendrochronologischen Untersuchungen und der gefügekundlichen Erforschung der Dachkonstruktionen als Leitform für Datierungen. In den letzten Jahren hat sich die Hausforschung u.a. auch mit Bauten des 19. und 20. Jahrhunderts oder in Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege mit Ausstattungsfragen befasst. Jetzt zielten die Fragestellungen auf das gesamte Haus und den Wandel der Grundrisstrukturen. Es geht dabei methodisch auch darum, den statischen Begriff des Haustypus zu überwinden. Thomas Spohn hat in seinem Abendvortrag vehement ins Bewusstsein gerufen, dass der Begriff des Haustypus ein gedankliches Konstrukt ist, bei dem der Forscher bestimmte für ihn wichtige Kriterien zusammenstellt, eine Erkenntnishilfe, aber ungeeignet, die Fülle des historischen Bestandes zu erfassen. Er hat deshalb mit großem Engagement dafür plädiert, stattdessen Phänomene des Wandels in den Blickpunkt zu nehmen, nach Gründen des Wandels zu forschen, nach handelnden Personen zu fragen, Innovationen und Innovationszentren zu benennen und solche Phänomene bzw. ihre Verbreitung mit Methoden der dynamischen Kulturraumforschung darzustellen.

Der Vergleich der Topografien von Freiberg und Einbeck hat gezeigt, dass die kunsthistorische Methode der formalen Zeitformen alleine nicht geeignet ist, Phänomene wie Grundrissveränderungen und damit Veränderungen der Lebensform der Menschen in den Blick zu bekommen. Sie bedarf der Ergänzung durch Hausforschung und Archäologie. Es bleibt zu hoffen, dass der Anstoß zur Methodendiskussion von den Inventarisationsabteilungen der Denkmalämter aufgenommen wird und dass die Ergebnisse Eingang finden in die jetzt anstehende Bearbeitung weiterer Topografien.

Die nächste Jahrestagung des Arbeitskreises für Hausforschung wird vom 21. bis 25. September 2003 in Bamberg stattfinden. Das wissenschaftliche Thema wird sein: Nutzungsspuren an und in Gebäuden, der regionale Schwerpunkt Bamberg.

Dr. Petra Wichmann



Ausstellungen

Entdeckungen Höhepunkte der Landesarchäologie

Altes Rathaus
73 728 Esslingen am Neckar
Rathausplatz
12. September bis 16. November 2003
Telefon: 0711/ 6 64 63-0
info@lda.bwl.de

Öffnungszeiten
Dienstag, Mittwoch und Freitag bis Sonntag
11 bis 17 Uhr
Donnerstag 14 bis 20 Uhr
Eintritt frei

Eine Ausstellung des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg in Zusammenarbeit mit dem Archäologischen Landesmuseum Baden-Württemberg und der Stadt Esslingen

Diese Ausstellung zeigt einen Querschnitt der wichtigsten und erfolgreichsten Ausgrabungen, welche das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg in den letzten fünf Jahren durchgeführt hat.

Die Präsentation umfasst Fundstellen und Fundstücke von der Zeit des Neandertalers bis in das hohe Mittelalter.

Neben der Vorstellung verschiedener Großgrabungen wie in der Siedlung und dem Friedhof der frühen Jungsteinzeit bei Vaihingen-Ensing oder Untersuchungen zur Stadtkernarchäologie in Ulm/Donau werden auch spektakuläre Einzelfunde, wie z.B. der keltische Münzschatz aus Riegel im Oberrheintal, zu sehen sein.

Als weitere Highlights sind zu bestaunen die außergewöhnlichen Gräber der späten Bronzezeit von Neckarsulm oder wertvolle Fundstücke aus alamannischen Gräbern des frühen Mittelalters, u.a. von Horb-Altheim und Herrenberg, auf diesem Rundgang durch die Epochen der Ur- und Frühgeschichte von Baden-Württemberg. Erstmals der Öffentlichkeit vorgestellt werden die römischen Götterfiguren aus Eutingen-Rohrdorf und aus Güglingen.

„Ohn' Plan kein Gebey“ Historische Pläne aus drei Jahrhunderten Bruchsal im Balthasar Neumann Jahr

Eine Ausstellung des Staatlichen Vermögens- und Hochbauamts Karlsruhe in Zusammenarbeit mit der Stadt Bruchsal

26. September bis 9. November 2003
Schloss Bruchsal
Dienstag bis Sonntag 9.30–17.00 Uhr
Montag geschlossen
Buchung von Führungen und Informationen:
Telefon 0 72 51 / 74 26 61

Zum 250. Todesjahr des großen Barockbaumeisters Balthasar Neumann präsentiert das Staatliche Vermögens- und Hochbauamt Karlsruhe eine Auswahl der ältesten, schönsten und kostbarsten Exponate aus seiner Historischen Plansammlung in Bruchsal. Die bis in das 18. Jahrhundert zurückgehenden Entwürfe, Detailzeichnungen und Aquarelle zeigen die Entstehung der Residenz Bruchsal unter Fürstbischof Hugo von Schönborn und seinen Nachfolgern sowie die Entwicklung öffentlicher Bauten der Stadt und ihrer Region. Zu den wichtigsten Plänen der Sammlung zählen die Treppenentwürfe Neumanns für das Bruchsaler Schloss, aber auch sein einzigartiger Wasserleitungsplan aus dem Jahre 1784. Die erstaunlich gut erhaltenen Originale sind hier ein letztes Mal als zusammenhängende Sammlung zu sehen. Danach werden sie an das Generallandesarchiv Karlsruhe zur sicheren Aufbewahrung und Konservierung übergeben.

Abbildungsnachweis

LDA Karlsruhe (B. Hausner): Titelbild, 222, 226–230, 231, 235, 239, 277, 279, 280–285, 241 unten, 242, 243;
LDA Karlsruhe: 211, 214, 215, 235 (R. Gensheimer), 237, 238, 240 oben, 240 unten links (S. Reißing), 241;
LDA Esslingen (Restaurierung): 252–257, 261 unten, 262 unten, 263 unten, 264–271, 292;
Fa. Alfred Kärcher, Winnenden: 240 unten rechts;
A. Kalvelage Karlsruhe, 219 unten, 220 oben;
Generallandesarchiv Karlsruhe:
Vorlage S. 219 Abb. 2: 424 f. Karlsruhe 193/2006;
Vorlage S. 232 Abb. 3: H Rheinstrom 72;
Stadtarchiv Karlsruhe: 212, 216 oben, 224, 225 oben;
Kunsthalle Karlsruhe: 213 unten, 214 oben;
Badisches Landesmuseum Karlsruhe: S. 211 Aufhänger, 212 unten;
Landesmedienzentrale Baden-Württemberg, Karlsruhe: 218, 220 unten, 221;
Stadtarchiv Mannheim: 278;
Universitätsbibliothek Heidelberg: 245–248;
Nach: M. Kemkes / L. Scheuerbrandt: Zwischen Patrouille und Parade. Die römische Reiterei am Limes. Stuttgart 1997, Taf. 1 Abb. 236 unten;
Nach: Reimers / Eckert, Karlsruhe 2000, 225 unten.

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Esslingen am Neckar; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefasst.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Wirtschaftsministerium); Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschusswesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Verwaltung, Fachbereich IuK, Öffentlichkeitsarbeit, Restaurierung, Technische Dienste, Zentralbibliothek
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Tel. 0711 / 6 64 63-0
Fax 0711 / 6 64 63-444
www.landesdenkmalamt-bw.de

Dienststelle Esslingen am Neckar (zuständig für den Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Archäologische Denkmalpflege
Inventarisierung
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Telefon 0711 / 6 64 63-0
Telefax 0711 / 6 64 63-444

Unterwasserarchäologie/ Pfahlbauarchäologie

Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon 07735 / 30 01
Telefax 07735 / 16 50

Außenstelle Karlsruhe (zuständig für den Regierungsbezirk Karlsruhe)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Archäologische Denkmalpflege
Inventarisierung
Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe
Telefon 0721 / 926-48 01
Telefax 0721 / 926-48 00

Außenstelle Freiburg (zuständig für den Regierungsbezirk Freiburg)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Inventarisierung
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau
Telefon 0761 / 7 03 68-0
Telefax 0761 / 7 03 68-44

Archäologische Denkmalpflege

Marienstraße 10 a
79098 Freiburg/Breisgau
Telefon 0761 / 2 07 12-0
Telefax 0761 / 2 07 12-11

Archäologie des Mittelalters

Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau
Telefon 0761 / 7 03 68-0
Telefax 0761 / 7 03 68-66

Außenstelle Tübingen (zuständig für den Regierungsbezirk Tübingen)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Archäologische Denkmalpflege
Inventarisierung
Alexanderstraße 48
72072 Tübingen
Telefon 07071 / 9 13-0
Telefax 07071 / 9 13-201